
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

September 9/2000

Aus dem Inhalt

Paul Weismantel Gesegnet sein	257
Gerhard Gäde Der Markt – ein neuer Gott?	259
Josef Rüenauber Nutzung und Umnutzung katholischer Kirchen	270
Klaus Vellguth Gott in der Literatur des 20. Jahrhunderts	277
Werner Kallen Dietrich Bonhoeffer	280
Literaturdienst: Paul Ringseisen, Wolfgang Bretschneider u. a.: Morgenlob – Abendlob Meinrad Walter: Erschallet, ihr Lieder, erklinget, ihr Saiten! Dorothee Mattes (Hg.): Klaus Hemmerle, Briefe an Kinder und junge Leute Wolfgang Beinert: Das Christentum – Atem der Freiheit	284

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domvikar Paul Weismantel, Kardinal-Döpfner-Platz 5,
97070 Würzburg | Dr. Dr. habil. Gerhard Gäde, Via
Gaetano Thiene 10, I-00151 Roma | Josef Rünenauer, Mar-
zellenstr. 32, 50668 Köln | Klaus Vellguth, Postfach 1110,
52012 Aachen | Dr. Werner Kallen, Ursulinerstr. 1,
52062 Aachen

Unter Mitwirkung von Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Pfarrer Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Prälat Dr. Robert Kümpel, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-31 48, Fax (02 21)
16 42-37 12

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
5,50 DM

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Paul Weismantel

Gesegnet sein

Zwei Worte empfinde ich als besonderes Kompliment für einen Menschen; wenn man von oder zu ihm sagt: „Du bist ein Segen!“ oder: „Er/Sie ist eine Seele von Mensch!“ Sollte beides nicht in besonderer Weise für die gelten, die Seelsorger sein dürfen? Gehört es nicht immer wieder zu den beglückenden und aufbauenden Erfahrungen in der oft genug auch steinigen und staubigen pastoralen Arbeit, wenn wir mit der Wirklichkeit dieser beiden Worte in Berührung kommen?

Mir fällt auf, dass es in den letzten Jahren viele Buchveröffentlichungen zum Thema „Segen“ gegeben hat. Darin finde ich, gerade bei den irischen Segenssprüchen, sehr geistreiche und humorvolle Formulierungen. Zwei Beispiele dafür sind: „Möge der Mensch, der auf Erden mit dir manchmal auf Kriegsfuß stand, dir dafür im Himmel die Schuhe putzen müssen!“ oder „Mögest du das Licht der Sonnenstrahlen auf deinen Fensterscheiben tief genug wahrnehmen und nicht nur den Staub, der auch auf ihnen liegt!“

Mag sein, dass dieser Wunsch besonders für Hausfrauen geeignet ist. Aber auch in der pastoralen Arbeit gibt es die nicht harmlose Gefahr – man kann sie wohl auch mit einem alten Wort Versuchung nennen – eher und mehr den Staub als die Lichtstrahlen zu sehen und mehr über das eine als über das andere zu reden.

Beim Blättern in der Konkordanz entdecke ich, dass die beiden Begriffe Seele und Segen direkt hintereinander stehen, eine schöne Fügung und Hinweis dafür, dass sie auch innerlich einander sehr nahe sind. Unter Segen finde ich eine lange, fast

drei Seiten lange Liste von Bibelstellen, wo er in den verschiedensten Bedeutungen vorkommt. Nur ein paar wenige davon möchte ich herausgreifen und unterstreichen oder mit dem Leuchtstift hervorheben. Auffallend häufig kommt der Segen im ersten Buch der Hl. Schrift vor als Ur- oder Schöpfungssegens, als Fruchtbarkeitssegens (Gen 1,22), als Segnung des für heilig erklärten Tages (Gen 2,3). Da werden die Stammütter und -väter Noach, Abram, Sara und Rebekka genannt und gesegnet. Da wird Segen erschlichen und der Bruder um den Erstgeburtssegens gebracht (Gen 27,35). Da wird Segen errungen und eine lange schlaflose Nacht um Segen gekämpft (Gen 32,27). All dies macht deutlich, dass es nicht um etwas Harmloses, sondern sehr Ernsthaftes und Lebenswichtiges geht, dass es beim Segnen ums Ganze geht, nicht nur um eine feierliche Verzierung.

Auch in den Psalmen wird immer wieder vom Segen als dem großen Geschenk Gottes für die Menschen, und besonders für die Ehr- und Gottesfürchtigen gesprochen; wobei die eben Genannten meines Erachtens nicht die besonders Ängstlichen sind, sondern diejenigen, die zu schätzen wissen, was Segen alles bedeutet. Segen ist A und O für die Menschen der Bibel im AT und NT.

Segnend verabschiedet sich Jesus bei Lukas von seinen Jüngern (Lk 24,50). Mit dem Segen beginnen und beschließen Menschen ihr Tagwerk. Mit dem Kreuz- und Segenszeichen eröffnen und beenden wir Gebete und Eucharistiefiern. Segen umfängt uns Menschen vom Mutterleib bis zum Sterbebett. Früher hat man ja von

einer werdenden Mutter auch als einer Frau gesegneten Leibes gesprochen.

Seit einiger Zeit höre ich immer wieder von verschiedenen Formen von Segnungsgottesdiensten neben den vielen persönlichen Segensgesten und Segnungen. Mag sein, dass wir da noch etwas unsicher und wenig erfahren sind, und ganz sicher gilt es auch, sehr sensibel mit angemessenen und ansprechenden Formen des Segnens umzugehen. Ebenso wichtig scheint mir aber auch, dass wir da Phantasie entwickeln, um die ewig wahre und immer geltende Zusage von der Kraft und Nähe Gottes in die verschiedensten menschlichen Lebenssituationen als Segen und Segnung hinein zu legen. Ich spüre immer wieder, wie empfänglich und dankbar auch solche Menschen dafür sind, die sonst wenig an unserem kirchlichen Leben teilnehmen. Vor allem aber merke ich auch, wie bereitwillig die Anregung aufgenommen wird, einem nahestehenden lieben Menschen ein Segenswort oder ein Segenszeichen zu schenken, jemandem einen Segen zu schreiben, um schwarz auf weiß zu bestätigen, dass Gott schützt, hilft und heilt. Ebenso hilft es mir und lässt mich immer neu und immer noch tiefer dankbar staunen, wenn ich mir all die vielen vorstelle und vor meinem inneren Auge betrachte, die mir im Laufe meines Lebens ein Segen waren und sind; einige sind schon in der Ewigkeit, aber dennoch sehr nahe.

**Gesegnet sind wir,
um schenkend zu empfangen,
was allein die Liebe
zu geben vermag.**

**Gesegnet sind wir,
um dankbar weiter zu sagen,
was Gott allein
verheißen kann.**

**Gesegnet sind wir,
um im Werden und Vergehen,
im Gelingen und Scheitern
aus der Hoffnung zu leben.**

**Gesegnet sind wir,
um nie zu vergessen,
dass Gott uns seine Treue
geschworen hat.**

**Gesegnet sind wir,
um jeden Tag neu
aus der Wahrheit zu leben,
dass Gott mit uns ist.**

**Gesegnet sind wir,
um mit Leib und Seele,
in Tat und Wahrheit
zum Segen zu werden.**

Zu diesem Heft

Haben Markt und Globalisierung eine theologische Dimension? Wenn ja, wie sieht sie aus? Diesen Fragen stellt sich **Dr. Dr. habil. Gerhard Gäde**, Gastprofessor für dogmatische Theologie an der päpstlichen Hochschule S. Anselmo sowie an der Gregoriana in Rom.

Josef Rüenauber, Erzdiözesanbaumeister im Erzbistum Köln, sieht sich durch die derzeitige pastorale Gesamtentwicklung vor die Frage gestellt, ob die Bistümer nicht nur Pfarreien zusammenfassen oder zusammenlegen, sondern auch Kirchengebäude „umnutzen“ müssen, wenn sie vor dem Abriss bewahrt werden sollen. Die Kehrseite dieser Frage ist: Wie sieht eine lebendige und sinnvolle Nutzung von Kirchen aus?

Mit dem Spannungsfeld Abgrenzung oder Dialog zwischen Religion und Literatur im 20. Jahrhundert befasst sich **Klaus Vellguth**, Medienreferent bei Missio Aachen.

Dietrich Bonhoeffer, den er als einen „ökumenischen Heiligen“ bezeichnet, steht im Mittelpunkt der Überlegungen von **Dr. Werner Kallen**, der im Bistum Aachen als Pastoralreferent tätig ist und über die „Gottesspur“ im Leben und Werk Dietrich Bonhoeffers promoviert hat.

Der Markt – ein neuer Gott?

Zur Logik des Marktes aus theologischer Perspektive

I. Der Markt als Gegenstand theologischer Reflexion

Welches Interesse kann die Theologie am Markt und dem auf ihm beobachtbaren Geschehen haben? Was hat der Markt mit Theologie zu tun? Ebenso könnte man fragen: Was hat Sport mit Theologie zu tun? Was das Leben überhaupt? Und was hat Theologie sonst in den Blick zu nehmen, wenn nicht das Leben und Zusammenleben der Menschen, insofern sie vom Wort Gottes angesprochen und gemeint und im Lichte dieses Wortes zu betrachten sind.

Insofern der Markt ein wesentlicher Bereich menschlichen Zusammenlebens ist, ein Ort, an dem Menschen mit Menschen handeln und verhandeln, wo sie anbieten und kaufen, ein Ort sicher auch, wo Menschen einander „übers Ohr hauen“, ist er eben ein Ort, an dem der Mensch sich als Mensch oder als Unmensch zeigt und der in seiner tatsächlichen Erscheinung ein menschliches oder eher unmenschliches Antlitz trägt.

Unser Glaube hat es tatsächlich mit dem Leben zu tun, mit dem Leben der Menschen in allen seinen verschiedenen Formen und Facetten. Es gibt richtiges und falsches Leben, wahres und unwahres. Das gilt auch und erst recht, wenn wir unser Leben vor Gott betrachten. Wenn unsere sittliche Ansprechbarkeit ein Anknüpfungspunkt ist für das Verstehen der christlichen Botschaft, dann wird deutlich, dass auch das Evangeli-

um unserem Leben kritisch gegenübersteht bzw. einlädt zu einem menschlichen Miteinander, das auf Liebe und Solidarität gründet. Vor Gott ist es nicht egal, wie Menschen leben oder zu leben gezwungen sind. Auf die Weltwirtschaft und auf weltweite Ungerechtigkeiten bezogen hat die *Gemeinsame Synode* der Bistümer Westdeutschlands diesen Sachverhalt so ausgedrückt: „Das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen.“¹ Diese Betrachtung kann bereits jeder Christ, jede Christin im Vertrautsein mit der neutestamentlichen Botschaft anstellen. Aufgabe des Theologen ist es, diese Betrachtung systematisch und begrifflich möglichst genau im Licht des Evangeliums und der Glaubenstradition zu entfalten und zur Diskussion zu stellen.

Besonders das Geheimnis, an das wir Christen glauben, nämlich dass Gottes Sohn ein Mensch geworden ist, unser Leben geteilt hat und an unserer Weise zu leben zugrunde gegangen ist, zeigt, dass es nicht egal ist und es deshalb auch der Kirche als seinem „Leib“ d.h. als seiner Präsenzweise in der Welt nicht gleichgültig sein kann, wie wir Menschen leben und wie unsere Weise, Politik zu machen und zu wirtschaften beträchtliche Opfer, nämlich Menschenopfer fordert. In der Schrift lesen wir:

„Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft erlangen“ (Gal 4,4 f).

Mit „Gesetz“ (νόμος) ist nicht nur das alttestamentliche Gesetz der *Tora* gemeint, sondern überhaupt die Bedingungen, unter denen wir leben, die *Gesetzmäßigkeiten* der Lebenszusammenhänge, denen wir unterworfen sind. Der Sohn Gottes unterwirft sich diesen Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten, um uns von ihnen „freizukaufen“. Es geht um Erlösung. Und diese wird beschrieben mit einem Begriff, der aus der Ökonomie stammt: *freikaufen*². Das griechische Verbform ἐξαγοράση setzt sich zusammen aus ἐξ und ἀγοράζειν und bedeutet soviel wie „freikaufen“. Das Verb enthält das Substantiv ἀγορά d. h. Markt(platz). Εξαγοράζω,

freikaufen, heißt dann also wörtlich soviel wie „vom Markt nehmen“, „dem Markt entreißen“, ja man könnte es „modern vielleicht auch übersetzen mit „aus dem Angebot nehmen“.

„Markt“ bedeutet in diesem theologischen Kontext nicht das, was wir im engeren Sinne darunter verstehen: den Ort, wo Waren angeboten und gegen Geld getauscht werden. „Markt“ ist hier umfassender zu verstehen als die (unerlöste) Realität, der der Mensch ohne Christus unterworfen ist und der er nicht entrinnen kann. Ohne Erlösung, ohne die Sohnschaft bleibt der Mensch der Welt ausgeliefert wie eine Ware den Händlern und Käufern. Ohne die Würde der Gotteskindschaft bleibt der Mensch ein Spielball aller möglichen inneren und äußeren Mächte. Wenn der Mensch nicht erlöst wird, hat er keinen wirklichen, in Gottes Liebe begründeten Eigenwert, sondern nur einen Tauschwert, einen Marktwert, einen Wert also, der von Angebot und Nachfrage bestimmt wird. Dann muss der Mensch sich „verkaufen“ wie auf einem Sklavenmarkt. Offenbar dachte Paulus an diese Form des Menschenhandels, die aus der damaligen Wirtschaft nicht wegzudenken war.³ Auch wenn es mittlerweile keinen Sklavenmarkt in unseren Breiten mehr gibt, kann man doch die Frage stellen, wie weit unser heutiger Arbeitsmarkt davon entfernt ist. Jedenfalls hat sich im Zusammenhang mit Bewerbungen um einen Arbeitsplatz die sprachliche Wendung erhalten, nach der sich der Interessent möglichst gut zu „verkaufen“ hat, zumindest nicht unter Preis. Sein Marktwert ist dann aber auf jeden Fall abhängig von der Einschätzung anderer Menschen.

Das Erlösungsgeschehen in Christus, von dem Paulus spricht, will den Menschen aber gerade aus Bedingungen befreien, die seiner Würde widersprechen. Die christliche Botschaft bringt gewissermaßen mit ihrer *Theologie* auch ihre eigene *Anthropologie* mit. Sie spricht dem Menschen einen von Gott festgesetzten Wert zu. Dieser Wert besteht in der *Teilhabe an der Sohnschaft Christi* (vgl. Gal 4,4-7; Röm 8,15-17). Jeder ist von Gott nicht entsprechend seiner Leistung und sei-

nes Wertes vor den Menschen angesehen, sondern er ist von Gott so angesehen wie sein eigener Sohn. Denn im christlichen Glauben hat Gottes Liebe ihr Maß nicht an uns oder an sonst etwas Geschaffenem, sondern allein am Sohn. Deshalb allein ist sie „maßlos“. Nur so kann die Rechtfertigung des Sünders überhaupt verstanden werden. Denn wir sind bereits „in Christus“ geschaffen (vgl. Kol 1,16; Eph 2,10). Vor Gott kann deshalb niemand sich mehr gut oder schlecht verkaufen. Wir sind bereits von Gott freigekauft, vom Sklavendasein in das Sohnesverhältnis Jesu aufgenommen. Der Christ versteht sich als „Tischgenosse Gottes“ (Eph 2,19), d.h. er nimmt teil am Lebensaustausch, an der „Wohngemeinschaft“ von Vater und Sohn im Heiligen Geist.

Der Markt im engeren Sinne, nämlich als ökonomischer Tauschplatz, ist insofern theologisch interessant, als er ein Phänomen ist, das – je mächtiger es wird und das Leben der Menschen bestimmt – dazu neigt, über den Menschen Macht zu gewinnen, ihn zu versklaven und ihm das Bewusstsein seiner Würde als Kind Gottes zu nehmen. Nur unter dieser Rücksicht soll das Phänomen Markt hier betrachtet werden. Es geht um das Menschenbild, das mit ihm verbunden ist und um das Gottesbild, das er vermittelt. Immer wieder haben sich Menschen und von Menschen geschaffene Strukturen, Ideologien und Systeme über die Menschen gesetzt, sie versklavt, instrumentalisiert, ausgegrenzt. Immer wieder haben sich politische Systeme für absolut erklärt und sich damit an Gottes Stelle gesetzt: also Glück verheißen und Unheil angedroht, Leben geben und Leben zerstört. Es wäre deshalb geradezu naiv zu meinen, ein so mit dem täglichen Leben der Menschen verwobenes Phänomen wie der Markt, eine so sehr auch mit der Begierde des Menschen verbundene Erscheinung, die so viele in ihren Bann zieht, sei immun dagegen, vergötzt und angebetet zu werden und am Ende die Menschen zu versklaven.

Im Evangelium gibt Jesus selbst das Kriterium dafür an, wie alles Mächtige im Glau-

ben zu betrachten ist. Als der Herr gefragt wird, ob es Juden erlaubt sei, dem Kaiser in Rom Steuer zu zahlen, geht es ja genau um dieses Problem (vgl. Mt 22,15-21). Da der römische Kaiser wie ein Gott verehrt, also vergötzt wurde, erschien streng gläubigen Juden die Steuerzahlung wie eine Mitwirkung am Götzendienst. Der Herr antwortet auf die brisante Frage: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und gebt Gott, was Gott gehört“ (Mt 22,21). Damit entthront Jesus gewissermaßen den Kaiser, er relativiert ihn. Die Münze, auf der das Abbild des Kaisers zu sehen ist, gehört diesem. Aber der Mensch, auf dem Gottes Abbild zu sehen ist, gehört nicht dem Kaiser. Der Mensch gehört Gott. Keine Macht der Welt hat Anspruch auf den Menschen. Die Forderungen des Kaisers sind höchstens mit Geld zu bezahlen, aber nicht mit Menschenleben, mit Menschenopfern, mit Menschenschicksalen. Das Evangelium sprengt also immer wieder alle geschlossenen Systeme auf, in denen der Mensch sich verfangen kann. Es reißt den Horizont auf: Nicht der Kaiser ist unser Herr, nicht sein mächtiges Imperium ist das Reich Gottes, nicht die Welt hat der Lebens- und Sterbehorizont der Menschen zu sein. Die Menschen sind vielmehr für das je Größere, für den immer größeren Gott geschaffen. Nur wenn sie zu seiner Ehre leben, ihn groß sein lassen, seinen Namen heiligen, werden sie auch das Leben in Fülle finden können. Alles andere ist zu eng für den Menschen, sperrt ihn ein, macht ihn unfrei. Und eben darum geht es hier: Auch die Wirtschaft, gerade die Wirtschaft, der Markt kann alles Leben und Denken der Menschen dermaßen bestimmen, dass der Mensch zum Gefangenen seiner Marktgesetze wird, dass er sich ein Gesetz auferlegt, an dem er sein Leben individuell und gesellschaftlich orientiert.

In diesem Zusammenhang können wir vom Menschen als *homo oeconomicus* sprechen. Darunter ist der Mensch zu verstehen, der sich nur noch als ökonomisches Wesen begreift, der nur noch Wünsche hat, die man mit Geld erfüllen kann, dessen Hoffnungsbilder und Zukunftsvisionen von

der Werbung vorgezeichnet werden, der sich für sein Leben nichts anderes mehr ausmalt, als was man in den Auslagen und Schaufenstern der Supermärkte und in den Katalogen der Versandhäuser anschauen kann. Es ist der Mensch, der sich seine Bedürfnisse vom Markt erfinden lässt und dem der Markt in der Befriedigung dieser Wünsche Glück und Leben verheißt.

II. Die beherrschende Stellung der kapitalistischen Marktwirtschaft nach 1989

Das Jahr 1989 markiert einen weltpolitisch bedeutsamen Einschnitt in der Geschichte der Menschheit. Es ist das Jahr der „Wende“. In seinem Verlauf geht die kommunistische Herrschaft über die Völker Osteuropas und über einen Teil unseres Volkes zu Ende. Damit aber verändert sich die geopolitische Lage der ganzen Menschheit. Ihre Aufspaltung in zwei feindliche Blöcke, die sich gegenseitig nuklear mit der Vernichtung bedrohten, nimmt ein überraschendes Ende.

Mit dem Ende der kommunistischen Herrschaft bricht aber nicht nur ein politisches Herrschaftssystem zusammen, sondern auch das mit diesem verknüpften Wirtschaftssystem, das auf der marxistischen Gesellschaftsanalyse des historischen Materialismus aufbaut. Das Scheitern dieses mithilfe staatlicher Planung funktionierenden Wirtschaftssystems bedeutet scheinbar den Sieg der westlichen kapitalistischen Marktwirtschaft.

Die Überzeugungskraft dieses Wirtschaftssystems ist offenbar so groß, dass es weitgehend auch von China übernommen wird, obwohl es politisch am Kommunismus festhält. Der westliche marktwirtschaftlich orientierte Kapitalismus hat sich so in wenigen Jahren fast über die ganze Welt ausgebreitet. Er bestimmt das wirtschaftliche Denken in fast allen Ländern der Erde. Und es gibt zu ihm anscheinend keine real existierende Alternative mehr. Dieses System muss nicht das tun, was sein eigenes Wesen und

Funktionieren eigentlich ausmacht: Es muss nicht mit anderen konkurrieren!

Das kapitalistische Wirtschaftssystem steht unangefochten da. Es ist die Weise, wie die Welt wirtschaftlich, also im Austausch von Waren und Dienstleistungen, existiert. Es vernetzt die nationalen und kontinentalen Märkte miteinander. Es überzeugt die Politik von seiner Richtigkeit. Diese schafft die politischen Voraussetzungen für diese Vernetzung. *Globalisierung* nennt man das. Die ganze Welt wird zum Binnenmarkt, zum Weltdorf, zu einem einzigen Handelsplatz ohne Rücksicht auf geschichtlich gewachsene Strukturen, auf kulturelle Eigenheiten der Völker, auf geographische Besonderheiten. Maggi-Suppen können in Neuseeland hergestellt, in Alaska verpackt und in Deutschland gegessen werden. Schnittblumen, die gestern noch in einem kolumbianischen Treibhaus wuchsen, von sklavenartig schuftenden Frauen geschnitten und verpackt wurden, schmücken jetzt den Altar bei einer Hochzeit in einer Münchener Kirche zur größeren Ehre Gottes. „Total global“ nennt das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* diese ungehemmte Entfaltung der kapitalistischen Marktwirtschaft.⁴ Er spricht von „Turbo-Kapitalismus“ und meint damit eine ungebremste, ja forcierte Eroberung aller Lebensbereiche durch das, was wir den Markt nennen. Da dieses Wirtschaftssystem keine Konkurrenten zu fürchten hat, muss es sich nicht mehr als das effektivere und zugleich humanere System profilieren. Es kann der ihm innewohnenden Dynamik freien Lauf lassen und sich ungehindert als alles Leben beherrschende Macht etablieren. Das ist eine Befürchtung, die bereits hellseherisch Papst Johannes Paul II. kurz nach der Wende geäußert hat.⁵ An einigen wenigen Punkten aus unserem eigenen Erfahrungsbereich soll das im folgenden verdeutlicht werden.

III. Die Beherrschung von immer mehr Lebensbereichen durch den Markt

Die Marktkräfte tendieren auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Lebens-

bereichen, den Menschen beherrschbar zu machen und tatsächlich zu beherrschen. Der Markt beansprucht die Zeit, bestimmt das Menschenbild und das gesellschaftliche Zusammenleben, nimmt Einfluss auf den Staat und verändert auch das religiöse Leben. An einigen konkreten Beispielen sei das erläutert.

1. Die zeitliche Dimension

Menschliches Leben spielt sich in Zeit und Raum ab. Der Markt erobert nicht nur Räume, Wirtschaftsräume, sondern auch Zeiträume. Er vernetzt die Welt nicht nur in räumlicher Hinsicht. Er beansprucht auch immer mehr Zeit. Die Diskussion um die Ladenschlusszeiten und um die Öffnung der Geschäfte an Sonn- und Feiertagen sind ein Beispiel dafür. Unter dem Vorwand, das Leben bequemer zu machen, sind vor einigen Jahren neue Ladenschlusszeiten durchgesetzt worden. Angestrebt aber werden – analog zum *Rund-um-die-Welt-Markt* – die *Rund-um-die-Uhr-Zeiten*. Der Markt erobert nicht nur Raum, sondern auch die Zeit, möglichst alle Zeit! D.h. es soll möglichst keine marktfreie Zeit mehr geben. Auch der Sonntag soll zur Disposition gestellt werden. Die Effektivität des Marktes verlangt es so. Seine Dynamik kennt keine Grenzen. Die damit verbundenen Glücksverheißungen machen diese Forderungen plausibel. Mit *Home-Banking* hat man ständig Zugriff auf sein Bankkonto und kann so rund um die Uhr einkaufen. Damit ist man nie außerhalb der Grenzen des Marktes, sondern immer dabei.

Das alles ist bequem, erspart unbestritten Wege und Wartezeiten und ist deshalb besonders plausibel. Aber zugleich dehnt sich der Markt überall hin aus. Ich bin immer und überall auf dem Basar. Mir entgeht nichts. Keine Gelegenheit zu einem Schnäppchen rund um die Uhr und rund um den Erdball soll vertan werden. Mit Computer und Handy kann ich überall und jederzeit mit im Geschäft sein, egal ob ich mich gerade am Strand, im Auto oder sonstwo aufhal-

te, ob ich gerade mit meinen Kindern spiele, beim Bergsteigen bin oder mit einer Frau im Bett liege. Ich bin nicht nur selbst erreichbar. Ich kann auch jederzeit alle Welt in Bewegung setzen, um mir einen Wunsch zu erfüllen, ein Geschäft abzuschließen. Ich bin wer, ich habe Macht, ich bin in der Lage, den Markt zu beeinflussen. Das ist die frohe Botschaft, die dem in Wirklichkeit machtlosen Individuum insinuiert wird.

Die Werbung im Fernsehen unterbricht die Freizeit, beansprucht die Aufmerksamkeit für den Markt und seine Neuheiten auch dann und in immer größerem Maße. Die privaten Medien kennen keine werbefreien Zeiten mehr. Rund um die Uhr ist der Mensch dem Marktgeschrei ausgesetzt, ist sein Geld Objekt der Begierde, ist er selbst indoktrinierbares Freiwild. Die Medien machen es möglich: Der Mensch soll dem Basar nicht mehr entfliehen. Und das, obwohl in unserer Gesellschaft die Freizeit und das Wochenende als sakrosankt gelten und selbst von Freunden nur mit guten Gründen und unter Entschuldigungen gestört werden dürfen. Nur totalitäre Regime beanspruchen sonst soviel Medienzeit, um sich den Bürgern zu präsentieren und sie von ihrer Politik zu überzeugen.

Der Raum und Zeit erobernde Markt profiliert sich so als alles bestimmender Horizont der Gesellschaft. Er wird – in Analogie zu Raum und Zeit – zur eigentlichen *Anschauungsform* der Welt, im wahrsten Sinne zur *Welt-Anschauung*. Menschliche Existenz wird zum Dasein auf dem Markt. Das Geld, die Kreditkarte sind Ausweise und Nachweise der Daseinsberechtigung auf dem Markt.

2. Die menschliche Dimension

Auch der Mensch wird zur Ware. Das Heer von Arbeitslosen bringt es mit sich, dass der einzelne sich auf dem „Arbeitsmarkt“ „verkaufen“ muss. Es geht dabei wohl weniger um das Subjekt, um seine Anlagen und Fähigkeiten, als vielmehr um das, was der Markt braucht. Der einzelne wird so zum

Verkäufer und zur Ware zugleich. Der Markt bestimmt, wer gebraucht wird und wer rausfliegt. Durch knapper werdende Arbeit sinkt der Mensch und seine Arbeitskraft im Wert. Er muss sich dann unter Preis verkaufen. Es ist wie bei der Aktienbörse. Der Mensch wird – wie Wertpapiere auch – zum Spielball jener Kräfte, jener Gesetzmäßigkeiten, nach denen der Markt funktioniert. In gewissen Marktlagen ist eine Aktie tatsächlich nur noch das Papier wert, auf das sie gedruckt ist. Ist das bei Menschen jenseits eines bestimmten Lebensalters wirklich viel anders?

Zudem: Der einzelne ist nur interessant, weil er potentieller Käufer ist. Wer kein Geld hat, zählt nicht. Das ist halt so auf einem Markt. Aber wenn die ganze Welt zum Markt wird, zum Tausch- und Handelsplatz, wenn das Marktdenken alles Leben beherrscht, was ist dann mit den vielen, mit den Massen, die kein Geld, die keine Arbeit haben? Sie kommen auf dem Markt gar nicht vor. Sie sind ausgeblendet, werden nicht wahrgenommen. Es ist so, als gäbe es sie gar nicht.

Es ist schon erstaunlich, wie dieses Bewusstsein wirklich den Menschen prägt. In Brasilien z.B. ist die Armut eine kollektive Wirklichkeit, also kein Randphänomen, das einem unaufmerksamen Besucher auch entgehen könnte. 70–80 Prozent der Bevölkerung sind wirklich arm. Sie sind auch überall zu sehen: Straßenkinder in den Städten, riesige Elendsgürtel um die Großstädte. Oft sieht man die Elendshütten auch direkt neben den Nobelhäusern. In Rio de Janeiro sind ganze Hügel unübersehbar mit solchen Elendshütten bebaut. Parallel dazu gibt es die Welt der Reichen: Luxusviertel, Supermärkte, die wirklich super sind, Flughäfen, intaktes Verkehrssystem, schnelle Stadtautobahnen, luxuriöse Hotels. Die Reichen leben in dieser Welt, ohne die andere überhaupt wahrzunehmen. Die gibt es in ihren Augen offenbar gar nicht. Sie wird permanent verdrängt. Eine deutsche Buchhändlerin, die seit Jahren in São Paulo lebt und eine deutsche Buchhandlung betreibt, erzählte mir, dass sie jeden Tag mit dem Auto von einem Vorort über die Stadtautobahn in die City

zur Arbeit in ihr Geschäft fährt. Sie schwärmte geradezu von der hohen Lebensqualität in Brasilien, die höher sei als in Deutschland. Ich sprach sie auf die vielen Elendshütten an, die längs dieser Autobahn stehen und unter allen Brücken zu sehen sind und wollte wissen, wie sie diesen Kontrast erlebt. Sie schaute mich ungläubig an: „Armut, hier? – Habe ich noch nie gesehen.“

3. Die soziale Dimension

Trotz expandierendem Marktes stoßen wir allerorten auf Sozialabbau. Eine sog. neue Armut ist auch in unserem Land nicht zu übersehen. Wir sind auf dem Weg zur *Zwei-Drittel-Gesellschaft*: Ein Drittel Reiche, ein weiteres gehört zum Mittelstand und das letzte Drittel besteht aus Armen. Es gibt tatsächlich immer mehr Arme, immer mehr Obdachlose, immer mehr Gescheiterte. Und damit immer mehr Menschen, die vom Markt ausgeschlossen sind. Und damit auch vom Leben. Denn der Markt ist ja das Leben.

Zudem ist nicht zu übersehen, dass der Markt mit seinem globalen Anspruch nur vordergründig Menschen verbindet. Aber er verschwärtet sie nicht. Im Gegenteil: Er macht sie zu Konkurrenten. Damit atomisiert er auch die Menschheit und fördert eine egoistische Single-Kultur.

Immer mehr kategoriale Lebensbereiche werden vom Markt erobert und regelrecht vermarktet. Die sog. *Herodes-Prämie*, die vor einigen Jahren für neugeborene Kälber gezahlt wurde, ist nur ein besonders abstoßendes Beispiel dafür, wie die Tiere nur noch als Objekte der Ausbeutung, als Ware gesehen werden. Die Viehskandale der letzten Jahre, das Problem der BSE-Krankheit, die brutale Praxis der Tiertransporte zeigen nur, wie groß und hemmungslos die Gier ist und wie der Markt schließlich alles Leben beherrscht, gesundheitliche Gefahren verharmlost und regelrecht in Kauf nimmt.

Nicht zu vergessen ist der Sport als ein voll und ganz vermarkteter Bereich. Nicht nur die Sportveranstaltungen, auch die Spieler und Akteure sind zu Waren geworden, zu

idolisierten Waren, zu Fetischen des Konsums.

Nicht zuletzt ist der ganze Bereich der Erotik und Sexualität längst und fast perfekt vermarktet und den Gesetzen des Marktes unterworfen. Der menschliche Körper – eine Ware, zum Kaufen, zum Vernaschen, zum Wegwerfen. Mädchenhandel, im großen Stil kommerzialisierte Prostitution, Kinderpornographie, Sex-Tourismus – alles grenzenlos. Es sind Zeichen eines expandierenden Marktes, rund um den Globus, rund um die Uhr.

Aber man braucht gar nicht in diese abgründige und schmutzige Ecke zu schauen. Steckt nicht die Marktlogik auch schon hinter der immer schwächeren Beziehungsfähigkeit von Menschen? Wie schnell wechseln viele heute ihren Ehepartner! Wie viele gehen sexuelle Beziehungen ein, verweigern aber aus Misstrauen oder Angst vor Verbindlichkeit das Versprechen der Ehe! Es ist schon weithin auch unter Christen üblich und selbstverständlich geworden, vor der Ehe zusammenzuleben. Man will sich ausprobieren, man will nicht die „Katze im Sack“ „kaufen“, man fordert auch von der Kirche die Auflösbarkeit der Ehe. Man spricht von „Beziehungsmüll“. Getestet, ausprobiert und ausrangiert – das ist offenbar das Schicksal vieler, allzu vieler Menschen, die sich ihrer Würde nicht mehr bewusst sind, und das in einem Bereich, der besonders sensibel ist, in dem menschlich so vieles auf dem Spiele steht.

4. Die politische Dimension

Mit der Expansion und weltweiten Globalisierung des Marktes werden Staaten und Regierungen immer machtloser. Es gelingt ihnen offenbar immer weniger, regulierend in das Marktgeschehen einzugreifen und ein Minimum an sozialer Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten. Das wird sogar als nicht wünschenswert abgelehnt. „Deregulierung“ heißt vielmehr das Zauberwort, von dem sich viele positive Entwicklungen versprechen. Regierungen werden erpressbar, wenn

Unternehmen Sozialabbau fordern, indem sie zugleich damit drohen, anderenfalls in einem anderen Land zu produzieren. Gerade in Deutschland waren wir stolz auf die soziale Marktwirtschaft, also auf eine Wirtschaft, die durch gesetzgeberische Maßnahmen daran gehindert werden sollte, Armut zu produzieren. Sind wir jetzt auf dem Weg zu einer ungehemmten Marktwirtschaft, weil die Globalisierung und die Aufhebung der Handelsschranken sonst die Wettbewerbsfähigkeit beeinträchtigen würden?

Oder wie geht das mit einer funktionierenden Demokratie zusammen, wenn einige wenige Banker auf einer Chefetage die Stilllegung einer ganzen Werft beschließen und so das Schicksal von Tausenden von Arbeitern und deren Familien bestimmen? Symptomatisch scheint mir auch, dass bei der Übernahme der Firma *Mannesmann* durch die britische *Vodafone*, als fast zeitgleich sich das rechte Regierungsbündnis in Österreich etablierte, alle Sorge und aller Protest bis in die höchsten Etagen der Regierungen und der EU sich auf Österreich bezogen. Wäre nicht eine mindestens gleiche Besorgnis gegenüber den wirtschaftsimperialistischen Gesten angebracht gewesen, die die totalitären Tendenzen des Kapitalmarktes nur allzu deutlich machten?

5. Die religiöse Dimension

Die Welt schrumpft immer mehr zusammen und wird, wie oft gesagt wird, zu einem großen Welt Dorf („global village“). Wer in einem Dorf groß geworden ist, weiß, wie konfliktiv diese scheinbar noch heile und harmonische Welt sein kann. Unter der scheinbar glatten und übersichtlichen Oberfläche brodelt es in jedem Dorf. Neid und Eifersucht sind an der Tagesordnung, die sich oft in gewalttätigen Handlungen – scheinbar für alle überraschend – entladen. Die Kommunikationsstrukturen in einem Dorf offenbaren oft in verschleierter Form die Gewalt und die Sündenbockmechanismen, die dort funktionieren. Die biblische Geschichte von Kain und Abel (Gen 4), die

im Grunde eine Eifersuchtsgeschichte ist, spielt sich in verschleierter Form und in tausend Varianten immer wieder ab. Das Dorf bietet wegen seiner Übersichtlichkeit modellhaft Anschauungsunterricht für das, was an Konflikten in unserer inzwischen fast ganz vernetzten Welt abgeht und wie Rivalität nicht nur auf engstem Raum, sondern über die medial vernetzte Welt hin ausgetragen wird.

In einem Dorf wird Religion oft dazu gebraucht, um Gewaltstrukturen zu verschleiern, unter der Oberfläche zu halten, anstatt sie aufzudecken und sie dadurch tendenziell zu neutralisieren. Aus dem Evangelium wissen wir, dass Jesus sich dazu nicht missbrauchen ließ. Er deckte verschleierte Gewalt auf, indem er die Bosheit der Menschen durchschaute, offenbarte, beim Namen nannte (vgl. z.B. Mt 21,23-46). Das führte mit dazu, dass er getötet wurde. Die von ihm aufgedeckte Gewalt entlud sich in einer dramatischen Konfrontation gegen ihn.⁶ Was Jesus tat, entsprach so nicht den religiösen Bedürfnissen der Menschen. Sie verlangen nach einer Religion, die für scheinbare Harmonie sorgt, indem sie die Wahrheit, nämlich die Gewalt und die Bosheit der Menschen verschleiert und verdrängt und ein durch und durch verkehrtes Leben segnet und verfeierlicht. Genau diese Funktion scheint weltweit heute der Markt im Welt Dorf übernommen zu haben. Die Religion des Marktes ist die Verschleierung der Gewaltstrukturen und der Ungerechtigkeit in der Welt. Der Markt gaukelt eine harmonische „eine Welt“ vor, in der jedes Problem lösbar erscheint. Der in Österreich lehrende Theologe *Józef Niewiadomski* schreibt dazu: „Den wichtigsten Ort der Auseinandersetzung mit der Frage nach dem gelungenen Lebensentwurf im Kontext unseres *großen Dorfes* stellen der Markt und seine Mechanismen dar. Die Soteriologie des Supermarktes legt die Grenzen des wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Pluralismus (...) fest. Sie legt aber auch die Illusion nahe, dass jede Gemeinschaft und jedes Individuum nach ihrer Façon selig werden können, dass geglücktes

Leben machbar sei... und der Tod kein Problem darstelle. So entfaltet sie Tag für Tag vor den Augen der Öffentlichkeit ihr mysterium fascinosum. Dabei verschließt sie allerdings die Augen vor der ihrer Natur nach gewalttätigen, Opfer fordernden Logik des Marktes selbst. Sie verschleiert ihr eigenes mysterium tremendum.⁷ In Entsprechung zum altkirchlichen Dogma „Extra ecclesiam nulla salus“ verkündet der Markt sein eigenes Dogma: „Extra mercatum nulla salus“.⁸ In der Tat: Wer vom Markt abgeschnitten, verbannt ist, ist wie ein vom Leben Exkommunizierter. Ihm gelten nicht die Glücksverheißungen des Marktes. Es sind die Massen von Menschen in der Dritten Welt, die vom Markt ausgeschlossen bleiben und an denen diese Ambivalenz der Marktreligion deutlich wird. Aber nicht nur in der Dritten Welt. Wir beobachten eine erhebliche Armut auch bei uns. Globalisierung des Marktes könnte auch Globalisierung der Armut bedeuten.

Wie sehr sich der Markt damit auch der herkömmlichen Religionen bemächtigt, wird daran deutlich, dass den klassischen Religionen in der öffentlichen Meinung ein absoluter Geltungsanspruch mehr und mehr abgesprochen wird. Dies geschieht in der Regel mit dem Vorwand, anderen Religionen Achtung entgegen zu bringen, also unter der Fahne der Toleranz, die angeblich die Aufrechterhaltung von absoluten Wahrheitsansprüchen nicht mehr zulasse.⁹ In Wirklichkeit aber steckt dahinter eine Marktideologie, die auch Religionen wie grundsätzlich gleichrangige Produkte im Supermarkt nebeneinander stellen, sie also wie ein Warensortiment behandeln will.¹⁰ Religionen werden mit Pseudoreligionen als Waren auf dem Markt verramscht. Sie müssen um Marktanteile kämpfen. Sie werden gehandelt wie Waren auf einem Markt, gewissermaßen als gleichrangig und gleichberechtigt nebeneinander gestellt zur Selbstbedienung durch den Verbraucher.¹¹ Das hermeneutische Modell, das dahinter steckt, ist der Supermarkt. Es geht nicht mehr um die Suche nach der Wahrheit an sich, sondern um die Absetzbarkeit eines Produkts, um seine Konsumierbarkeit. Das ist wie mit den Einschalt-

quoten im Fernsehen. Gott kommt auf diesem Markt vor als Seelenröster, als Analgeticum. Alles ist irgendwie wahr, solange es nur als anspruchslos und irgendwie wohltuend erlebt wird. Religionen werden zu Therapiestrategien und unverbindlichen Lebenshilfen, die man braucht wie eine Hausapotheke. Ihre Wahrheit bemisst sich nach ihrem Nutzen.

Entsprechend verhalten sich auch die „Verbraucher“. Niewiadomski schreibt: „Die Logik der subjektiven Glaubensentscheidung richtet sich nach den Gesetzen des kaufmännischen Verstandes: Entweder ist man hinter ‚Billigangeboten‘ her, hinter ‚Markenartikeln‘, oder aber hinter ‚Markneuheiten‘. Decken sich die Erwartungen des Menschen nicht mehr mit den Bildern und Vorstellungen oder kommt es zu Spannungen, so werden Alternativen gesucht. Je fremder und unbekannter, je geheimnisvoller und mystischer, desto besser erscheint die religiöse Ware.“¹² Das entspricht durchaus den Erfahrungen, die wir heute machen. In Kirchen kann man eintreten, aus ihnen kann man austreten, nur weil einem der Papst nicht passt. Der Esoterik-Markt boomt. Menschen probieren einmal dieses und einmal jenes aus. Dahinter steckt ja wohl die von der Marktlogik insinuierte Einstellung, ein Produkt müsse den Erwartungen des Verbrauchers entsprechen. Andernfalls hat man Rückgaberecht mit Geld-zurück-Garantie. Ebenso sollen dann auch Religionen den Erwartungen entsprechen. Werden die Erwartungen enttäuscht, schaut man sich nach etwas anderem um. Es ist wohl ein fataler und sicher folgenreicher Fehler, wenn die Kirche die Marktlogik teilweise übernimmt und sich selbst zu anderen „Sinnanbietern“ in einem Konkurrenzverhältnis stehend versteht.¹³ Aber überlegen wir einmal: Was würde passieren, wenn unsere Kirche vor dieser Marktlogik kapitulierte, den unbedingten Wahrheitsanspruch unseres Glaubens aus lauter Kundenorientiertheit relativierte, keine Bekehrung mehr einforderte? Sie verkäme in der Tat zu einer lächerlichen Karikatur des Evangeliums mit einem sehr begrenzten Haltbarkeitsdatum!

Für eine Botschaft, die nicht als Wahrheit, d.h. als wahres Wort über den Menschen verkündet und angenommen wird, kann man selbstverständlich auch nicht sterben. Und eine Botschaft, für die man nicht sterben kann, für die kann man auch nicht leben! Unser Glaube verkäme zu einem religiösen Entertainment und zu einer Befriedigung religiöser Bedürfnisse. „Videant consules!“

IV. Philosophisch-theologische Reflexion dieser Bestandsaufnahme

In unserer gewiss lückenhaften und unvollständigen Bestandsaufnahme zeigt sich, dass der Markt nicht nur eine Wirtschaftsform, sondern zu einer *Lebensform* geworden ist. Diese Lebensform ist zumindest in den westlichen Industrieländern vorherrschend. Sie erobert mehr und mehr auch Osteuropa und Asien. Die Welt wird zum Markt, und zwar in vielerlei Hinsicht.

Der Markt meldet offenbar den Anspruch an, alles Leben und Denken der Menschen zu beherrschen. Es ist kaum möglich, sich seiner Logik und seinen Gesetzen zu entziehen. Die praktische Lebensform aber verschleiert, was dahinter steckt.

Die Neuzeit wird auch als eine Befreiungsgeschichte gesehen und gefeiert. Aufklärung, Emanzipation und Autonomie sind die großen Worte jener Zeit. „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“, schreibt Kant.¹⁴ Die Menschheit wollte sich befreien aus dem, was sie entmündigte bzw. bevormundete und das Individuum daran hinderte, Subjekt zu sein. Der feudale Staat wurde umgestürzt, alle wichtigen Bereiche wie z.B. die Pädagogik wurden „aufgeklärt“. Freiheit der Wissenschaft, Freiheit der Kunst, Emanzipation der Frau, autonome Moral – um nur einige Stichworte zu nennen, an dem sich dieser Prozess fortschreitender Befreiung festmachen lässt. Besonders die Kirche musste Federn lassen, galt sie doch neben dem Feudalismus als entmündigende

Instanz. Und schließlich wurde auch Gott für tot erklärt, und zwar um des Menschen willen. „*Tot sind alle Götter: nun wollen wir, dass der Übermensch lebe*“, lässt Friedrich Nietzsche seinen Zarathustra ausrufen.¹⁵ Der Mensch erträgt auch Gott nicht mehr. Er will sich frei machen von allen Totalitäten.

Dieser Emanzipationsprozess hat in vielerlei Hinsicht seine Berechtigung. Und niemand unterstreicht die Freiheit des Menschen so sehr wie die Botschaft des Neuen Testaments. Das gilt besonders für den Galaterbrief, den ich eingangs zitiert habe. Aber das NT ruft auch zur Wachsamkeit auf (vgl. z.B. Mk 13,33-37). Und an dieser Wachsamkeit hat es wohl oft gefehlt. Die Tragik, die in diesem Prozess lag, führte die Menschheit wieder in unglaubliche Totalitarismen: die Deutschen in den Nationalsozialismus mit seinem totalitären, zerstörerischen und menschenverachtenden Herrschaftsanspruch und halb Europa in den Kommunismus mit seinem ebenfalls universal angemeldeten Totalitätsanspruch. Aus diesen Erfahrungen wird vielleicht verständlich, warum sich die meisten Menschen heute gegen jeden unbedingten Wahrheitsanspruch z.B. der Religionen sträuben und deshalb einen unüberschaubaren Supermarkt-Pluralismus vorziehen.¹⁶ Dieser Pluralismus ohne ordnende Mitte, ohne inhaltlichen Grundkonsens, der Beliebigkeit bedeutet, gibt das Gefühl einer großen Freiheit. Aber es ist nur ein *Gefühl* von Freiheit. Und dieses Gefühl kann sich am Ende wieder als eine große Illusion entpuppen. Die Totalitäten, denen der Mensch entkommen wollte, scheinen nur durch andere ersetzt zu sein: Der Markt und seine Logik wird zur alle bestimmenden neuen Totalität des Menschen. Der von dieser Totalität beherrschte Mensch kann dann nicht mehr anders denken als in den Kategorien von Angebot und Nachfrage, von Marktwert und Absetzbarkeit, von Kaufen und Verkaufen. Der Markt nimmt totalitäre Züge an. Der Mensch wird selbst zur Ware. Alles wird relativiert, austauschbar und wegwerfbar. Am Ende wissen die Menschen nicht mehr, wohin die Reise ihres Lebens geht. Das Leben wird zu einem

großen Supermarktbesuch, wo jeder sich das aussucht, was ihm passt. Wahrheit wird allenfalls kombinatorisch verstanden: Man stellt sich aus vielem etwas zusammen, was den eigenen Erwartungen entspricht. Wie ein paar Schuhe, das mir passt. Aber es muss nicht auch dir passen.

Damit aber sperrt der Markt den Menschen wieder ein. Er wird zum einzigen Lebens- und Sterbehorizont der Menschen. Denn die Grenzen des Marktes sind dann auch die Grenzen des Lebens. Und die Logik des Marktes versucht zu verhindern, dass die Religion diese Grenzen aufsprengt, indem die Religion selbst zu einer Ware neben anderen gemacht wird. Privatisierte und individualisierte Religion ist marktintegriert. Solche Religion eignet sich nicht mehr für eine alle Grenzen sprengende religiöse Kraft. Religion wird depotenziert und kastriert. In früheren Befreiungsbewegungen hat Religion immer auch eine positive Rolle gespielt, in jüngster Zeit auch in Polen und in der DDR. Die Religion stand quer zum System, kritisierte die Verhältnisse, leistete Widerstand, sprengte Grenzen auf, indem sie die Grenzen des Systems offenbarte. Die Religion des Marktes aber lullt die Menschen ein und insinuiert ihnen seelischen Trost. Ist unsere konkrete Gemeindepastoral wirklich weit weg von dieser Art von Religion?

Gleichzeitig etablieren sich andere Mächte, die über der Menschheit walten. Die Marktwirtschaft könnte man als *Naturalisierung ihrer Gesetze* sehen. Die Gesetzmäßigkeiten, nach denen sie funktioniert, werden als Naturgesetze interpretiert, die nicht mehr kritisierbar sind und für die auch niemand mehr verantwortlich zu machen ist.¹⁷ Sie werden hingenommen. Dann aber wird Arbeitslosigkeit zum Schicksal, Armut wird zum notwendigen Opfer in einer Megamachine, die den meisten doch Wohlstand und Glück verheißt. Und über uns walten Mächte wie die Konjunktur, der Dollarkurs, der Dow-Jones-Index, die wie fast metaphysische Kräfte unser aller Leben bestimmen, die offenbar wie das Wetter nicht beeinflussbar sind, die alles regulieren und von denen wir hoffen, dass sie uns gnädig bleiben.

Der Markt wird so zum geschlossenen System, das bereits alles Leben in sich enthält und verbietet, darüber hinaus zu hoffen und Erwartungen zu haben, die alle Vorstellungen überschreiten. Besonders gelungen scheint mir das in der Architektur des Modekaufhauses *Lafayette* in Berlin zum Ausdruck gebracht. Wenn man dieses gigantische Kaufhaus betritt, steht man wie in einem überdimensionalen Osterei. An den nach oben konvergierenden Wänden sind die Verkaufsetagen übereinander wie Theaterlogen angeordnet. Man geht also immer im Kreis. Aber eine Mitte gibt es nicht, es sei denn man nimmt den tiefen Abgrund im Zentrum und den Blick in die Tiefe, in das untere Drittel des „Ostereies“, als „Mitte“. Alles ist rund. Eine runde Sache. Das ganze ist in sich geschlossen, abgeschlossen. Es versorgt sich selbst. Es genügt sich selbst! Es gibt nur künstliches Licht. Nur oben in der Spitze des Ostereis ist eine kreisrunde Öffnung, durch die Licht einfällt, ähnlich dem römischen Pantheon. Doch das ist wie der Blick ins Leere, ins Weltall. Ganz anders als in einer christlichen Kathedrale, die ebenfalls dunkel ist. Das Licht fällt von außen herein, aber nicht als leeres, ungestaltetes Licht, sondern durch die bunten Glasfenster als gestaltetes Licht: als Christus oder als eine Gestalt aus der Heilsgeschichte. Kaufhaus und Kathedrale – zwei ganz verschiedene Botschaften. Die Fenster der Kathedrale sagen: Bei uns ist es finster, wir sitzen im Dunkel und können uns nicht selber erleuchten. Das Licht kommt von außen, von Gott. Wir sind leer, die Fülle kommt von Gott. Die Botschaft des Kaufhauses, hingegen, lautet: Draußen ist die Leere, hier ist die Fülle.

Die beiden Botschaften stellen irgendwie in die Entscheidung. Damit führen sie auch in die Krise. Was kann das für Christen zu Beginn des dritten Jahrtausends nach Christus bedeuten, sich angesichts der Realität zu Christus zu bekennen? Die christliche Botschaft heißt uns wachsam zu sein, damit wir nicht plötzlich wieder in den Fängen einer neuen Totalität aufwachen. Wir sollten kritisch sein, unsere christliche Hoffnung pfe-

gen als Hoffnung, die alle Vorstellungen und Erwartungen übertrifft. Wir sollten uns dessen bewusst bleiben, dass wir Träger einer dreitausendjährigen Glaubenstradition seit Abraham sind. Wir sollten vor allem kritisch sein gegenüber den scheinbar plausiblen Stimmen, die sagen, alle Religionen seien irgendwie gleich wahr und göltig. Diese Aussage steht im Interesse des Marktes als Totalität. Darin drückt sich jedoch keine Achtung vor fremden Religionen aus, sondern nur Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen und den fremden. Darin drückt sich vor allem die Kapitulation vor der Logik des Marktes aus, die jede Religion für sich missbraucht und deshalb keine anderen Götter neben sich duldet. Wir sollten uns offen halten für den je größeren Gott, der uns als seine Kinder angenommen, uns freigekauft hat von dem Sklavenschicksal, auf Gedeih und Verderb der Logik des Marktes unterworfen zu sein und sich selbst als Ware verstehen zu müssen.

Anmerkungen:

¹ Beschluss *Unsere Hoffnung* I/6, Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, 97.

² Vgl. Art. ἑξαγοράζω, Bauer – Aland: Wörterbuch zum Neuen Testament, Berlin-New York ⁶1988, 547.

³ Neue Aktualität im Kontext „Mart“ erhält der Aufsatz von D. Sölle: Gottes Selbstentäußerung. Eine Meditation zu Philipper 2, 5–11, in: dies.: Atheistisch an Gott glauben. Beiträge zur Theologie, Olten 1968, ⁶1981, 9–25.

⁴ Vgl. DER SPIEGEL Nr. 39/1996, 80–98.

⁵ Vgl. z. B. folgende Äußerung des Papstes in seiner Enzyklika *Centesimus annus* vom 1. Mai 1991, n. 42: „Der Zusammenbruch des kommunistischen Systems beseitigt sicher in vielen Ländern ein Hindernis in der sachgemäßen und realistischen Auseinandersetzung mit diesen Problemen, aber das reicht nicht aus, um sie zu lösen. Es besteht die Gefahr, dass sich eine radikale kapitalistische Ideologie breitmacht, die es ablehnt, sie auch nur zu erwägen,

da sie glaubt, dass jeder Versuch, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sei und ihre Lösung in einem blinden Glauben der freien Entfaltung der Marktkräfte überlässt.“

⁶ Vgl. dazu das die Sündenbocktheorie R. Girards ernst nehmende Buch von R. Schwager: Jesus im Heildrama. Entwurf einer biblischen Erlösungslehre, Innsbruck-Wien 1990.

⁷ J. Niewiadomski: Begegnung mit Religionen im weltzivilisatorischen Kontext, in: R. Schwager (Hg.): Christus allein? Der Streit um die pluralistische Religionstheologie, Freiburg 1996, 86 f.

⁸ Vgl. ebd. 87.

⁹ Vgl. vor allem die stärker werdende Strömung der pluralistischen Religionstheologie, die auf zunehmend offene Ohren im breiten Publikum und auch in der kirchlichen Öffentlichkeit stößt. Zu nennen sind hier besonders J. Hick: Religion. Die menschlichen Antworten auf die Frage nach Leben und Tod; P.F. Knitter: Horizonte der Befreiung. Auf dem Weg zu einer pluralistischen Theologie der Religionen, hg. v. B. Jaspert, Frankfurt am Main – Paderborn 1997. Zu ersten Information eignet sich der von R. Bernhardt herausgegebene Sammelband *Horizontüberschreitung*. Die Pluralistische Theologie der Religionen, Gütersloh 1991. Kritisch zu dieser Strömung: G. Gäde: Viele Religionen – ein Wort Gottes. Einspruch gegen John Hicks pluralistische Religionstheologie, Gütersloh 1998; G. L. Müller: Erkenntnistheoretische Grundprobleme einer Theologie der Religionen, in: Forum Katholische Theologie 15 (1999), 161–179.

¹⁰ Vgl. den Aufsatz von L. Nebigin: Religion for the Marketplace, in: G. D'Costa (Hg.): Christian Uniqueness Reconsidered, New York ²1992, 135–148.

¹¹ Aufschlussreich und informativ ist in diesem Zusammenhang das Buch von H. Zinser: Der Markt der Religionen, München 1997.

¹² J. Niewiadomski: a. a. O. 89 f.

¹³ Vgl. H. Zinser: a. a. O. 62: „Religion findet heute wesentlich nach Abschluss des Arbeitstages in der Freizeit statt; sie ist aus einer kollektive Verbindlichkeit stiftenden Institution zu einer Freizeitangelegenheit geworden. Auf diesem Markt müssen die Kirchen nun mit anderen Anbietern der Freizeitkultur: Autorennen, Fußball, Wochenendworkshops usw. und eben auch mit den Anbietern der Esoterik und des Okkultismus wie denen der modernen Religionen konkurrieren. Für viele Menschen gehört nun auch die Religion zu den *konsumierbaren* Gegenständen und Ereignissen, deren Angebote wechselnd je nach Kaufkraft in Anspruch genommen werden.“

¹⁴ I. Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, Werke in 10 Bänden, Band 9, Darmstadt 1983, 51.

- ¹⁵ F. Nietzsche: Also sprach Zarathustra, Werke in 6 Bänden, Band 3, München-Wien 1980, 340.
- ¹⁶ Vgl. V. Höhle: Begründungsfragen des objektiven Idealismus, in: Philosophie und Begründung, hg. v. Forum für Philosophie Bad Homburg, Frankfurt am Main 1987, 212–267, hier: 218. Höhle spricht von „Relativismus als Prinzip der öffentlichen Meinung“ (214).
- ¹⁷ Vgl. H. Assmann: Der Götzendienst des Marktes, in: Ders. u. F. J. Hinkelammert: Götze Markt, Düsseldorf 1992, 110f. „Zwei vielleicht etwas banale Beispiele können das Gemeinte verdeutlichen. Erstes Beispiel: Eine Lehrperson möchte ihren Schülern und Schülerinnen beibringen, sie sollten sich nicht dadurch schrecken lassen, dass große Fische kleine Fische fressen oder dass Insekten den Vögeln zur Nahrung dienen; so wolle es das ökologische Gleichgewicht der Natur. Und das Fazit: In der Welt der Menschen gebe es eine ähnliche Ordnung, die – bei allem Leid, das damit verbunden ist – doch zur moralischen Verbesserung der Gesellschaft gereiche. Zweites Beispiel: Eine Lehrperson erklärt..., die Bewegung der Winde sei größtenteils auf die Verlagerung von unterschiedlich erwärmten Luftmassen zurückzuführen, wie in einem Glas das wärmere Wasser nach oben und das kältere nach unten strebe. Und wiederum das Fazit: In der Welt der Menschen sei es nicht anders; wer sich anstrengt, steige immer auf, weil er warm sei, und wer kalt sei, steige ab; Wissen sei Macht... In beiden Fällen gab es einen transzendentalen Sprung von der Natur zur Geschichte. In der Ökonomie indes geht der Sprung im allgemeinen in umgekehrte Richtung: von den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen (Geschichte) zur ‚Natur‘ der Dinge. Menschliches Verhalten wird zur Natur. Was willkürlich ist, wird zum ‚So-hat-es-zu-Sein‘. Wirtschaftswissenschaft ist zu einem guten Teil ‚Naturalisierung der Geschichte‘.“

Josef Rüenauer

Nutzung und Umnutzung katholischer Kirchen

Die Kirche Alt St. Heribert in Köln-Deutz stand viele Jahrzehnte als „gesicherter Rohbau“ in einem sie bedrängenden neuen städtischen Umfeld. Noch bedrohender war die Erkenntnis, dass eine Verwendungsmöglichkeit nicht in Sicht war. Die Kirchengemeinde St. Heribert war überfordert, neben dem Unterhalt der Kirche Neu St. Heribert auch die Baukosten und den Unterhalt für Alt St. Heribert zu tragen.

Seit Beginn der 80er Jahre haben sich das Erzbistum Köln und die Kirchengemeinde bemüht, eine angemessene Nutzung für die Kirche Alt St. Heribert zu finden, die für Köln und für das Erzbistum religionsgeschichtlich und kulturgeschichtlich von höchstem Rang ist. Nachdem Überlegungen, die Kirche als „parlamentarisches Forum“ für den benachbarten Landschaftsverband Rheinland zu nutzen, nicht realisiert werden konnten, ergab sich Ende der 80er Jahre die Möglichkeit, diese Kirche der griechisch-orthodoxen Gemeinde zur Nutzung zu übergeben. In einer respektvollen ökumenischen Zusammenarbeit wurde zwischen der orthodoxen Metropole und der Kirchengemeinde durch Vermittlung des Erzbistums ein Nutzungsvertrag geschlossen, in dem sich die Kirchengemeinde verpflichtet, der griechisch-orthodoxen Gemeinde das Kirchengebäude „vollendet“ für einen Zeitraum von 25 Jahren zur Nutzung zu übergeben. Die griechisch-orthodoxe Gemeinde verpflichtete sich unter Beachtung denkmalpflegerischer Belange, die liturgische Einrichtung „reversibel“ in die Kirche einzubauen und

die Kirche ihrem Rang entsprechend zu unterhalten. Die Kirche Alt St. Heribert ist gerettet, sie ist seit einigen Jahren die liturgische Mitte der großen griechisch-orthodoxen Gemeinde und sie ist Zeichen praktizierter Ökumene.

Dieser Vorgang ist auch ein gutes Beispiel für einen zeitgemäßen Umgang mit einer Kirche, die eine ihrer ursprünglichen Widmung entsprechende Nutzung eingebüßt hat und nur durch eine verträgliche Nutzungsänderung gerettet werden konnte. Er bietet Anlass, einige grundsätzliche Gedanken zur Bedeutung, Erhaltung und Nutzung sakraler Baudenkmäler aus kirchlicher Sicht zur Diskussion zu stellen.

Die Katholische Nachrichten Agentur KNA überschrieb vor einiger Zeit einen Artikel: „Barrenturnen statt Beten – leere Kirchen bieten Raum für neue Ideen“ und sprach damit ein Thema an, das auch in der katholischen Kirche zunehmend Aktualität gewinnt. Das in Wirtschaftskreisen sozusagen zur Pflichtlektüre gehörende „Handelsblatt“ gab einem ausführlichen Bericht über Kirchen in Deutschland kürzlich den Titel: „Ausverkauf der Gotteshäuser“ und beschrieb darin unterschiedliche wirtschaftliche Nutzungskonzepte maroder Kirchen.

In den bischöflichen Ordinariaten wird ganz offen über neue Nutzungen von Kirchen nachgedacht. Die Gründe sind vielfältig und können hier nur stichpunktartig aufgezählt werden: Priestermangel, weniger Kirchenbesucher, Entleerung der Innenstädte, geistiger und gesellschaftlicher Pluralismus, Finanzprobleme, hoher Unterhaltungsaufwand. Dem kirchlichen Bauboom bis Mitte der 70er Jahre für die stetig wachsenden Gemeinden folgt vergleichsweise abrupt die Sorge um zu viele und zu große Kirchen.

Nach katholischem Verständnis und Kanonischem Recht sind Kirchen durch die Weihe dem Gottesdienst, der Frömmigkeit und der Gottesverehrung gewidmet und allen Nutzungen entzogen, die mit der Heiligkeit des Ortes unvereinbar sind (c. 1210 CIC). Wenn eine Kirche in keiner Weise mehr zum Gottesdienst verwendet werden kann ... oder, wenn andere schwerwiegende

Gründe es nahelegen, eine Kirche nicht mehr zum Gottesdienst zu verwenden, kann sie der Diözesanbischof nach Anhören des Priesterrates profanem aber nicht unwürdigem Gebrauch zurückgeben (c. 1222 CIC). Kirchen sind „ad majorem gloriam Dei“ gebaut und sind keine gewöhnliche Immobilie. Ihr Nutzen lässt sich nicht rechnen. Ihre Nutzung geschieht nicht vordergründig nach wirtschaftlichen Kriterien. Folglich können die Kirchenräume nicht nach Hauptnutzfläche, umbauten Raum und Bruttogeschossfläche, nach Bankplätzen und nach deren Nutzungsintensität gemessen und gewertet werden.

Bevor wir uns dem heutigen oder zukünftigen Gebrauch der katholischen Kirchengebäude zuwenden, scheint es mir geboten, in einem kurzen geschichtlichen, geistesgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Rückblick die Bedeutung einer katholischen Kirche und den Wandel dieser Bedeutung zu beleuchten. Dabei werden wir entdecken, dass die Benennung der Kirche mit „Gotteshaus“ auch biblisch nicht ohne Probleme ist. Schon im alten Testament galt der Tempel als Haus Gottes nicht als Wohnstatt Jahwes, sondern als der besondere Ort der Erinnerung an den Bund zwischen Jahwe und seinem Volk und als besonderer Ort des Gebetes. Diese alttestamentarische Definition kommt deutlich im Gebet des Königs Salomon bei der „Indienstnahme“ des Tempels in Jerusalem zum Ausdruck. Dort heißt es: „Wohnt denn Gott wirklich auf der Erde? Siehe, selbst der Himmel und die Himmel der Himmel fassen Dich nicht, wieviel weniger dieses Haus, das ich Dir gebaut habe.“

Die Heiligkeit des Tempels bestand in seiner symbolischen Bedeutung, die besondere Beziehung zwischen Gott und seinem Volk zu vergegenwärtigen. Für die Christen des neuen Testaments verlor der alttestamentliche Tempel als Opferstätte seine Bedeutung. Für die Christen war durch den Kreuzestod Jesu der eine alle und alles umfassende Versöhnungsdienst geschehen. Die Christen selbst und die christliche Gemeinde verstanden sich durch die Einwohnung des heiligen Geistes als Tempel des Herrn. Sie brauchten

keine Opferstätte mehr, aber sie brauchten einen Ort der Versammlung. Nicht dem Raum, sondern der Versammlung ist die Gegenwart des Auferstandenen zugesagt. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20) So konnten sich die Christen in den ersten Jahrhunderten ganz selbstverständlich an privaten, profanen Orten versammeln und dort sich dem Nahesein ihres Gottes liturgisch anvertrauen. Jeder Ort konnte in diesem Sinne zum heiligen Ort werden.

Als die Christen Räume bauten, die ausschließlich ihrer Versammlung dienten, bildete sich nicht sofort eine an alttestamentlichen Weihegebeten orientierte Kirchweihe heraus. Erste Anfänge, den kirchlichen Raum als heiligen Raum abzusondern, wurden in zwei Vollzügen erkennbar:

Durch die erste Feier der Eucharistie wurde der Raum in den eucharistischen Dienst genommen. In diesen Raum wurden später Märtyrerreliquien getragen, damit über ihnen die eucharistische Handlung vollzogen werden konnte. In einer sehr komplexen Geschichte bildete sich daraus die Liturgie der Kirchweihe aus. Das Haus aus Stein wird zum heiligen Ort nicht dadurch, dass die Steine geheiligt werden, sondern durch das, was in diesem Haus in der Versammlung der Christen geschieht. Im weiteren Verlauf der Kirchengeschichte bekommen die Kirchengebäude in den Ansiedlungen der Menschen eine hohe symbolische Bedeutung. In der Volkskirche, in der die Bevölkerung gleichzeitig Glaubensgemeinschaft ist, prägen die Kirchen mit ihren Türmen nicht selten das Ortsbild. Der Ort identifiziert sich sozusagen mit seiner Kirche, inhaltlich und in seiner städtebaulichen Gestalt. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, dass der Bau vornehmlich mancher besonders großartiger Kirchen nicht allein davon motiviert war, der Ehre Gottes zu dienen. Der Kirchbau diente auch der Ehre des Erbauers. Der Bau von Kirchen war eine der Weisen, durch die man repräsentierte. Dieser Repräsentationswille war jedoch von einer echten Frömmigkeit getragen.

Der zeitgenössische Kirchenbau ist eher „bedarfsorientiert“. Der Aspekt „ad gloriam Dei“ vereint sich mit dem Aspekt „Haus der Gemeinde“. Dabei treten Kriterien der Funktion, der Baukosten und Bauunterhaltung, neben oder sogar vor den Anspruch nach besonderer Auszeichnung. Nur selten ist ein moderner Kirchenbau noch ein bestimmendes Element einer Stadt- oder Ortssilhouette. Längst haben Bauten des Handels und des Kommerzes, der Kultur und des Sports, des Verkehrs und der Freizeit die Bauten der Kirche buchstäblich in den Schatten gestellt. Die zeitgenössischen Kirchbauten sind gleichsam angepasster und integrierter Bestandteil eines Wohngebietes, hervorgehoben lediglich durch die städtebauliche Lage und eine der Bauaufgabe gemäße Gestalt. In aller Regel steht eine solche Kirche nicht als Einzelbaukörper, vielmehr ist sie Teil eines Gebäudeensembles, in dem auch andere kirchliche und gemeindliche Einrichtungen untergebracht sind.

Diese Vielfalt der kirchlichen Gebäude ist nicht nur Zeichen einer lobenswerten Vielfalt kirchlichen Angebotes, sie ist auch Folge und Ausdruck einer pastoralen Spezialisierung und einer auf die Funktion programmierten Nutzung der Einzelgebäude und Einzelräume. Da bietet das Pfarrheim Räume, die ausschließlich den Jugendlichen der Gemeinde zur Verfügung stehen, da gibt es den Raum, der den Senioren der Gemeinde zugewiesen ist, und da gibt es andere Räume, die jeweils wieder einer ganz bestimmten Gruppe oder einem ganz bestimmten Gebrauch vorbehalten sind. Die Kirchenräume selbst sind auf den liturgischen Gebrauch reduziert, sie dienen sozusagen ausschließlich der Liturgie. Und aus dieser Ausschließlichkeit ergibt sich fast konsequent das Verschlossensein für die Zeiten, an denen keine Liturgie gefeiert wird.

Wenn aber eine Kirche verschlossen ist, und mögen die Gründe dafür noch so einleuchtend sein, verliert sie einen ganz wesentlichen Teil ihrer eigentlichen Bestimmung. Sie verliert das Element des Einladens, des Sich-Öffnens gegenüber dem Beter, dem Stille und Ruhe suchenden Besu-

cher, gegenüber dem interessierten oder auch nur zufällig Einlass begehrenden Besucher. Sie verliert letztlich ihre Eigenschaft, wahrnehmbares oder nachvollziehbares Zeichen zu sein, sie verliert ihre lebensspendende Realität.

Die Frage nach der Erhaltung und dem Gebrauch von sakralen Baudenkmalern ist unlösbar verbunden mit der Frage nach ihrer Bedeutung. Diese Bedeutung ist durchaus mehrschichtig zu definieren. Neben die geistliche Bedeutung, die durch Weihe, Widmung und Gebrauch gekennzeichnet ist, tritt die religionsgeschichtliche Bedeutung, in der Irdisches und Überirdisches sozusagen zusammentreffen. Dazu gesellt sich die öffentliche Bedeutung, die künstlerischen und architektonischen Rang ebenso einschließt wie die ortsgeschichtliche Dimension des Denkmals und seine emotionale Wirkkraft, die von ihm ausgeht. Diese Vielfalt der Bedeutungen verleiht dem Objekt seine charakteristische, individuelle Eigenart, die jede pauschalierte oder schablonenhafte Überlegung über den Umgang mit ihm verbietet.

Andererseits können wir unsere Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass viele unserer sakralen Baudenkmalern ernsthaft gefährdet sind. Sie sind nicht nur in ihrem Bestand durch Umwelteinflüsse, die Stein, Glas und Farbe zerstören, gefährdet, sie sind auch gefährdet, weil ihr Gebrauch in Frage gestellt ist, weil sie vielfach ihren Sinn verloren haben, hört man auf die Klagerufe mancher verantwortlicher Priester in den bischöflichen Ordinariaten und in den Gemeinden und schenkt man Umfrageergebnissen Glauben. Um so notwendiger ist es, auf die Frage, ob unsere Gotteshäuser uns Last der Geschichte oder Chance der Zukunft sind, nicht resignierend die Schultern zu zucken, sondern nach Möglichkeiten und Lösungen zu suchen. Es war in der Geschichte schon immer so, ob im profanen oder im kirchlichen Bereich, dass Notsituationen auch die Wurzel und Triebkraft neuen Lebens und neuer Wirksamkeit in sich bergen. Sie zu erkennen, zu pflegen und zu fördern ist die Aufgabe jeder Generation.

Sie ist naturgemäß mal leichter und mal schwieriger. Diese Aufgabe lässt sich nicht immer schmerzlos und verlustfrei erfüllen. Die Angst davor darf unser Tun und Handeln aber nicht bestimmen.

Der theologische Gedanke vermag uns sogar eine gewisse Gelassenheit für unser Thema zu schenken. Das Christentum wird durchaus überleben – vielleicht gar nicht schlecht – mit weniger Bauten und mit wesentlich einfacher ausgestatteten Kirchenräumen. Da wir aber Menschen sind mit fünf Sinnen und nur damit Wirklichkeit erfahren können, sind die Bauten wie die Bilder, die Musik, die Geräte und Gewänder und die Liturgie selbst uns Hilfe, die Kostbarkeit des Evangeliums zu erfahren. Die Kirchen sind entbehrliche aber nützliche Katechesen aus Stein, Holz, Glas und Farbe. Sie lassen uns Unbehaute ahnen, dass wir endgültig geborgen sind in dem noch unsichtbaren Haus der Verheißung.

Gerade in einer Zeit, in der die Menschen durch Bilderflut zur wirklichen Wahrnehmung immer unfähiger werden und durch zu viele und zu unbedachte Worte der Worte immer müder werden, können Kirchen allein durch ihr „Dasein“ und ihr „Offensein“ Raum und Heimat für Christen und Nichtchristen sein. Raum der Stille und Geborgenheit, Raum der sinnerfüllten Ordnung und Symbol des Stablen im Chaos der vermeintlichen oder durch Reklame eingeredeten Nützlichkeiten. Allerdings müssten wir Kirchenleute unbedingt und bald dafür sorgen, dass die Kirchentüren nicht zum Gegensymbol werden. Tagsüber geschlossene Kirchen sind ein Skandal. Ich sage das wohl wissend, dass Pfarrer und Kirchenvorstände kostbare Ausstattungen gefährdet sehen oder schädigenden Unfug befürchten. Ein abgewiesener Beter ist ein größerer Schaden als ein geklauter Putto. An einem tagsüber geschlossenen Kirchenportal könnte auch das Schild hängen: „Wegen Geschäftsaufgabe geschlossen.“

Wenn kostbare künstlerische Werke tatsächlich in einer geöffneten Kirche unverantwortbar gefährdet sind, dann gehören sie ins Museum, bevor die Kirche zu einem sol-

chen wird. Unsere mittlerweile landläufige Praxis, Kirchen außerhalb der Gottesdienste geschlossen zu halten, ist bereits ein Schritt in die falsche Richtung. Wir sollten die Kirchen öffnen und offen halten für alle denkbaren Anlässe und Nutzungen, die sich irgendwie mit der Würde und der eigentlichen Bestimmung des Raumes vereinbaren lassen. Hier ist die Kirche zunächst selbst gefordert, mehr geistig als materiell und finanziell.

Unsere angeblich zu großen Kirchen bieten zunächst einmal Raum für eine reichere, lebendigere Liturgie. Teilräume sind ohne bauliche Eingriffe oder zerstörende Veränderungen nutzbar für Feiern im liturgischen und im liturgieverwandten Bereich und können somit das Gemeindeleben außerordentlich bereichern. Eine Reduzierung der Bankreihen – die Bänke führen fast immer zu einer nicht gewünschten Erstarrung des liturgischen Mitvollzuges – kann Raum schaffen für Begegnung und Beisammensein. Um die Kirche zu einem wirklichen Haus der Gemeinde zu machen – wie vom Konzil nachdrücklich gefordert – sind Einfallsreichtum und ein gewisser Wagemut gefragt. Initiativen von Gemeinschaften und Anregungen einzelner sind zu befragen und durch Anwendung zu erkunden. Kirchliche Tradition darf dabei nicht zum Hemmnis abgewertet, sondern muss zur Inspiration aufgewertet werden. Wenn in einer großen Kirche nicht mehr alle Bänke für die Gläubigen bei der Messe gebraucht werden, sollte man einen Teil der Bänke herauschaffen und Raum schaffen für Gespräche, Begegnung und Fest. Es macht durchaus Sinn und fördert die Glaubens- und Lebensgemeinschaft, wenn eine zum Gottesdienst versammelte Gemeinde sich nicht unmittelbar nach dem Gottesdienst aus dem Auge verliert, sondern sich im Kirchenraum auch in anderer Weise versammelt. Menschen brauchen heute mehr denn je den Raum der Begegnung, einer Begegnung, die mehr ist und tiefer geht als die Oberflächlichkeit des alltäglichen Nebeneinander. Die Kirchen sollten diese Chance nutzen und Raum bieten. Die Achtung der Würde des Raumes und die

gebotene Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten geben solcher Begegnung Substanz und Eindeutigkeit. Sie ziehen gewiss auch Grenzen zwischen dem, was sinnvoll im Kirchenraum möglich ist, und dem, was anderer Räume bedarf. Wir wissen, dass in früheren Jahrhunderten unsere Kirchen in vielfältiger Weise genutzt wurden. Wir wissen ebenso, dass die Kirchen in anderen Ländern und anderen Kulturen auch in diesem Sinne offene Kirchen sind.

Mit dem Aufzeigen dieser Möglichkeiten möchte ich keineswegs die in den 70er Jahren geführte Diskussion um den Mehrzweckraum neu entfachen. Der damalige Ansatz war ein umgekehrter. Damals sollten Räume der Versammlung auch für den Gottesdienst genutzt werden, also Räume niedrigeren Anspruchs höherem Anspruch dienen. Mein Vorschlag zielt darauf ab, einen Raum hohen Anspruchs mit zusätzlichen Nutzungsmöglichkeiten auszustatten, die selbstverständlich diesem hohen Raumanspruch genügen müssen.

Der Zugang zur Musik, zur darstellenden Kunst und zu den freien Künsten kann in den Kirchenräumen gefördert werden. Der Dialog und die kritische Auseinandersetzung zwischen Kirche und zeitgenössischer Kunst können in den Kirchenräumen Ort und Forum finden. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass gerade die Praxis, ein zeitgenössisches Kunstwerk für eine gewisse Zeit im Kirchenraum zu präsentieren, von den Gemeinden und den Künstlern dankbar angenommen wird und den vielbeklagten Abstand zwischen Kirche und moderner Kunst verkürzt oder Brücken des Verständnisses baut. Natürlich können Kirchen auch für kirchenmusikalische Darbietungen, Vorträge und auch für Diskussionsforen genutzt werden. Auch hier gilt, dass die Würde des Raumes und seiner Bestimmung geachtet werden muss. Dass eine Kirche auch als Ausstellungsraum genutzt werden kann, ohne dass Liturgie und Andacht darunter leiden, haben wir vor einiger Zeit in Köln sehr konkret erfahren können. Wir haben in der Kirche Groß St. Martin, eine der zwölf romanischen Kirchen Kölns, über mehrere

Monate die nach dem Kriege im Erzbistum Köln neu errichteten Kirchenbauten anhand von Plänen, Modellen und Photos ausgestellt. Dazu haben wir im rückwärtigen Mittelschiff einen viergeschossigen Gerüstturm frei in den Raum gestellt, nur durch transparente Wände mit offenen Blickzonen umhüllt. Diese sozusagen baustellenartige Verwandlung des Raumes gab dem Kirchenraum eine völlig ungewohnte, aber höchst einprägsame Lebendigkeit und der Präsentation von 50 Jahren Kirchenbau einen Sinnbezug ungeheurer Dichte und Intensität. Der Kirchenraum wurde in seiner temporären Doppelnutzung eindeutig definierter Ort. Mehr als 30.000 Besucher konnten dieses spannungsvolle Miteinander erfahren und viele, auch solche, die unserem Vorhaben ursprünglich skeptisch gegenüber standen, haben sich begeistert geäußert und uns Mut gemacht, in ähnlicher Weise weitere Projekte anzugehen.

Mein Beitrag hat sich bisher im Wesentlichen mit den Möglichkeiten und Visionen befasst, die die Gemeinschaft oder Organisation „Kirche“ selbst für die Nutzung ihrer Kirchen zu verantworten hat. Wir alle wissen aber, dass die Kirchen auch für die Menschen von Wichtigkeit sind, die kaum oder keine Beziehung zum christlichen Glauben haben. Für diese Menschen sind Kirchen zwar nur Objekte kulturellen oder touristischen Interesses, aber auch diese Interessen sind ein hohes Gut. Auch der Kirchenbesuch eines Touristen ist buchstäblich eine Naherfahrung von Kirche, und er ist eine Chance. Nicht eine Chance zur Vereinnahmung, aber eine Chance der Einladung und Gastfreundschaft, ohne jeden Zwang, ohne Aufdringlichkeit. Wenn dem oft unkundigen Touristen ein Ansprechpartner dann noch Erfahrung im wahrsten Sinne des Wortes vermitteln kann, gesellt sich zur touristischen Neugier eine spirituelle Dimension. Die Kirchenräume werden zu Gasträumen, Geschichte wird zum Verständnis und zur Brücke ins Heute, der Zeugnischarakter eines Raumes und seiner Ausstattung wird wahrnehmbar. In einer ganz neuen Weise kann die Kirche als „Biblia pauperum“ zum

Verständnis beitragen. Und Verständnis ist heute wie zu allen Zeiten Voraussetzung eines menschlichen Miteinanders. Hier haben die Christen Verantwortung, hier haben Priester und Gemeinden eine Chance, der sie sich nicht verschließen dürfen.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass viele unserer Kirchen eigentlich nicht mehr gebraucht werden. Jedenfalls haben viele ihre unabweisbare Notwendigkeit verloren, für eine bestimmte Gemeinde vorhanden zu sein. Es wird auch nicht in allen Fällen möglich sein, für nicht mehr gebrauchte Gemeindekirchen eine überregionale oder überörtliche Verwendung zu finden. Das mag in manchen innerstädtischen Gebieten, die günstige Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten bieten, durchaus zu realisieren sein, flächendeckend sind dem aber natürliche Grenzen gesetzt.

Wir haben im Erzbistum Köln eine ganze Reihe von Kirchen in ökumenischer Verbundenheit anderen christlichen, zumeist orthodoxen Gemeinschaften zur Nutzung übergeben. Wir leisten damit nicht nur einen beachtlichen Beitrag dazu, dass unsere ausländischen Mitbürger in einem höchst sensiblen und zentralen Bedürfnis Hilfe erfahren, wir bieten ihnen zugleich einen Ort der Begegnung im angestammten Bekenntnis und untereinander. Wir bieten ihnen Heimat, die sich zumindest baulich kaum von der ihrer christlichen deutschen Glaubensbrüder und -schwestern unterscheidet. Hier gewinnt Gastfreundschaft eine ganz konkrete Realität, ein Ergebnis, das weit höher zu bewerten ist als alle ökonomischen und funktionalen Aspekte.

In Anbetracht der großen Zahl muslimischer Mitbürger ist in der Vergangenheit auch wiederholt die Frage gestellt worden, ob eine nicht mehr benötigte christliche Kirche als Moschee genutzt werden könnte. Zumindest für die katholische Seite muss ich hier erklären, dass der Islam, nicht zuletzt wegen seiner fundamentalistischen und zum Teil militanten Ausprägung, zur Zeit noch nicht als Partner für solche Absprachen infrage kommen kann. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob und wann eine Annäherung

zwischen dem Islam und dem Christentum herbeigeführt werden kann, die den Ansatz einer Verständigung zwischen diesen großen monotheistischen Weltreligionen in sich bergen könnte. Es würde in die Irre führen, hier und heute Spekulationen in dieser schwierigen Frage anzustellen. Jedenfalls sind wir heute von einer „versöhnten Verschiedenheit“ noch sehr weit entfernt.

Zweifellos wird es in Zukunft verstärkt Situationen geben, wo die Kirche aus unterschiedlichen Gründen Kirchengebäude gänzlich aus ihrer Obhut entlassen muss. Ob die Aufgabe einer Kirche zum Abbruch des Gebäudes führt oder ob eine profane Nutzung gefunden werden kann, ist dann von Fall zu Fall zu entscheiden. Ein Patentrezept wird es nicht geben. In jedem Falle kann dieser Schritt aber nur die „ultima ratio“ sein und nur dann gegangen werden, wenn alle anderen Möglichkeiten einer kirchlichen Nutzung mit großer Verantwortung bedacht worden sind und sich dabei als undurchführbar erwiesen haben. Wenn eine solche Entscheidung im Sinne der anfänglich bereits zitierten Ordnung des Kirchenrechtes getroffen wird, sind alle Arten der Nutzung möglich, die der Würde des Raumes und der Grundordnung der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht entgegenstehen.

Ein kulturgeschichtlich wichtiges Kirchengebäude, das kirchlich nicht mehr gebraucht wird, ist selbstverständlich als historisches Denkmal zu erhalten. Diese Aufgabe kommt aber dann nicht allein der Kirche zu, sie ist eine gemeinsame Aufgabe der Gesellschaft. Eine die geistliche Würde und den kulturellen Anspruch des Raumes achtende Nutzung wird den untrennbar mit dem Gebäude verhafteten Zeugniswert lebendig halten und sich aus dieser Achtung rechtfertigen. Es ist keine Schändung eines heiligen Ortes, wenn ein Kirchengebäude einer profanen Nutzung übereignet wird. Bedingung ist allerdings, dass jedes Ärgernis vermieden wird und dass durch die neue Verwendung jede Provokation der Glaubensgemeinschaft, die den Raum als Kirche genutzt hat, ausgeschlossen bleibt.

Wenn aber eine solche verträgliche Nutzung für eine Kirche nicht gefunden und sichergestellt werden kann, wird der Abriss einer Kirche der letzte und einzig mögliche Ausweg sein. Eine Kirche einfach leer und ungenutzt stehen zu lassen und sie dem natürlichen Verfall preiszugeben, hieße, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen. Solches „Nichthandeln“ mag vielleicht im Einzelfall eine gewisse Zeitspanne überbrücken. Es ist aber nur dann zu vertreten, wenn „Nichthandeln“ identisch ist mit einer konstruktiven schöpferischen Denkpause.

Entscheidungen werden zwangsläufig schmerzhaft sein, sind sie doch Eingeständnis schwindender Präsenz, sich mindernder Bedeutung und versiegender Kraft. Wir müssen uns aber wohl damit abfinden, dass sich die Kirche in unserer Gesellschaft mehr und mehr zu einer Kirche in der Diaspora entwickelt. Daraus hat die Kirche Schlüsse zu ziehen, nicht in Lethargie und Verzweiflung sondern in Zuversicht und Vertrauen.

Als vor wenigen Jahren in Köln die vielbeachtete Ausstellung „Lust und Verlust“ den künstlerischen Reichtum der nach 1803 untergegangenen Kölner Kirchen präsentierte, war den meisten Kölnern und wohl auch den meisten Besuchern der Ausstellung überhaupt nicht bewusst, wieviele Kirchen Kölns aufgegeben worden sind und nicht mehr bestehen. Dahinter verbergen sich Schande und Trost. Die Gründe für den damaligen Verlust sind andere als die, die uns heute um den Bestand unserer sakralen Baudenkmäler fürchten lassen. Der durch die französische Revolution in Gang gesetzte geistige und gesellschaftliche Umbruch und der Beginn des Industriezeitalters haben die im Mittelalter grundgelegte abendländische Ordnung gründlich verändert und eine neue Zukunftsvision entwickelt. Auch wir stehen heute vor einer tiefgreifenden geistigen und wirtschaftlichen Wende. Diese Wende kann nur dann ins Positive gewandt werden, wenn „Beklagen“ und „in Frage Stellen“ sich wandeln in „kreatives Handeln“ jedes Einzelnen und jeder Gemeinschaft. Unser Umgang mit den sakralen Baudenkmälern ist unmittelbar abhängig von dieser Entwicklung.

Gott in der Literatur des 20. Jahrhunderts

„Vielleicht hält Gott sich einige Dichter (ich sage mit Bedacht: Dichter!), damit das Reden von ihm jene heilige Unberechenbarkeit bewahrt, die den Priestern und Theologen abhanden gekommen ist“, schreibt der Schweizer Dichter-Pfarrer Kurt Marti. Und tatsächlich: Beim Gang durch die Literatur fällt auf, dass die Schriftsteller sich im 20. Jahrhundert Fragen gestellt haben, mit denen sich auch die Theologen beschäftigten. Und ihre Antworten in ihre eigene Sprache kleideten.

Immer wieder kreist das literarische Suchen um den Urgrund des Seins, um die Frage nach einem Sinn. Mathias Schreiber sieht in der thematischen Nähe zwischen Theologie und Literatur die Ursache für eine nach außen getragene scheinbare Gegensätzlichkeit: „Beide werben für das scheinbar Unglaubliche. Ihre große Verwandtschaft macht verständlich und unverständlich, wieso sie einander bisher so fremd geblieben sind, wieso sie einander so wenig beachten. Weil sie sich so ähnlich sind, mögen sie eifersüchtig aufeinander sein (...). Übrigens erklärt die weitgehende strukturelle Parallelität auch die oft genug verwirklichte Möglichkeit, dass Poesie zum Religionsersatz, Religion zum Poesieersatz werden kann.“

Spätestens seit Paul Tillich müsste der offene Dialog zwischen Theologie und Literatur zu jedem korrelativen Verständnis von Theologie gehören. Es geht darum, die Verkündigung und die zweitausendjährige Tradition des Glaubens in einen hermeneutischen Kontext zu stellen mit der Welt der Gegenwart, die sich besonders sprachgewaltig und feinfühlig, oft auch visionär in der

Literatur ausdrückt. Für ein unvoreingenommenes Verhältnis zwischen Theologie und Literatur tritt auch das Zweite Vatikanische Konzil in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* ein. Die Konzilsväter schreiben: „Auf ihre Weise sind auch Literatur und Kunst für das Leben der Kirche von großer Bedeutung, denn sie bemühen sich um das Verständnis des eigentümlichen Wesens des Menschen, seiner Probleme und Erfahrungen bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vollenden; sie gehen darauf aus, die Situation des Menschen in Geschichte und Universum zu erhellen, sein Elend und seine Freude, seine Not und seine Kraft zu schildern und ein besseres Los der Menschen vorausahnen zu lassen...“ (*Gaudium et spes* 62).

Obwohl es viele Gemeinsamkeiten zwischen Theologie und Literatur gibt, muss man bei der Beschäftigung mit der Literaturgeschichte dieses Jahrhunderts zur Kenntnis nehmen, dass sich viele große Schriftsteller bewusst von der Religion abgrenzen und sich freimütig zu ihrem Unglauben bekannt haben. Einige gehen noch einen Schritt weiter. „Die Götter tot, die Kreuz- und Weingötter, mehr als tot; schlechtes Stilprinzip, wenn man religiös wird, erweicht der Ausdruck“, schreibt beispielsweise Gottfried Benn. Übrigens wie viele bedeutende Schriftsteller dieses Jahrhunderts ist auch dieser Schriftsteller in einem fest geprägten kirchlichen Milieu aufgewachsen: Sein Vater und dessen Vorfahren waren protestantische Pfarrer. Trotzdem wendet sich Benn vom christlichen Glauben ab. Er geht soweit, Religiosität als „schlechtes Stilmittel“ zu bezeichnen und damit den religiösen Literaten zu diskreditieren. Berthold Brecht urteilt noch kategorischer. Der Dramatiker behauptet, wer religiös geworden sei, scheidet generell als ernstzunehmender Künstler aus. Für Brecht war es deswegen auch ein Schock, als der ursprünglich jüdische Autor Alfred Döblin zum Katholizismus konvertierte und an seinem 65. Geburtstag verkündete, er wolle künftig seine religiöse Überzeugung öffentlich vertreten. Brecht, dessen Frau Helene Weigel den Geburtstag für Döblin im ameri-

kanischen Exil vorbereitet hatte, schrieb über diesen Vorfall später das Gedicht „Peinlicher Vorfall“. Mit der Hinwendung zur Religion verlor der zuvor noch verehrte Autor Döblin für Brecht und andere Schriftstellern den Rang eines Künstlers.

Vor allem zwei Ursachen lassen sich für die bisweilen feindselige Abgrenzung der Literaten von der Religion finden. Zunächst einmal haben viele Schriftsteller, die in ihrem Werk auf ihren Agnostizismus beharren, die Welt des Glaubens in ihrer Welt als beengend, moralisierend und furchteinflößend erlebt. Die Abkehr vom Glauben war für sie zunächst die Befreiung aus einem zu eng gewordenen Korsett. Jean Paul Sartre schreibt beispielsweise: „Im katholischen Glauben erzogen, erfuhr ich, der Allmächtige habe mich zu seinem Ruhme erschaffen. Das war mehr, als ich zu träumen gewagt hatte. In der Folge aber erkannte ich in dem gesellschaftsfähigen Gott, den man mir beibrachte, nicht denjenigen, der meine Seele erwartete. Ich brauchte einen Weltschöpfer, man gab mir einen Obersten Chef; die beiden bildeten eine Einheit, aber das wusste ich nicht; lustlos diente ich dem pharisäischen Idol, und die offizielle Lehre nahm mir die Lust, meinen eigenen Glauben zu suchen. Ein einziges Mal hatte ich das Gefühl, es gäbe ihn. Ich hatte mit Streichhölzern gespielt und einen kleinen Teppich versengt; ich war im Begriff, meine Untat zu vertuschen, als plötzlich Gott mich sah. Ich fühlte seinen Blick im Inneren meines Kopfes und auf meinen Händen; ich drehte mich im Badezimmer bald hierhin, bald dorthin, grauenhaft sichtbar, eine lebendige Zielscheibe. Mich rettete meine Wut: Ich wurde furchtbar böse wegen dieser dreisten Taktlosigkeit, ich fluchte, ich gebrauchte alle Flüche meines Großvaters. Gott sah mich seitdem nie wieder.“

Neben dieser negativen Kindheitserfahrung mit der Religion nennen andere Schriftsteller einen weiteren Grund für ihren Agnostizismus: Die Erfahrung des Holocaust. Nach Auschwitz ist Gott für viele Literaten nicht mehr denkbar.

„Die Unschuld trägt einen Ring

aus jüdischem Zahngold“, schreibt Arnfried Astel. Die nationalsozialistischen Greuelthaten haben den Gedanken an einen guten Gott getötet. An der Frage der Theodizee ist der Glaube im Konzentrationslager endgültig zerbrochen. Seit 1945 lässt sich die Literatur auch außerhalb des deutschen Sprachraums nicht mehr von dieser historischen Katastrophe trennen, die im Werk einer ganzen Schriftstellergeneration tiefe Furchen hinterlassen hat. Erst mit dem Abstand von zwei Generationen scheint sich die Literatur am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts von ihrer Fassungslosigkeit zu emanzipieren, ohne hoffentlich jemals die trauernde und ermahnende Erinnerung zu verlieren.

Gerade an der Auseinandersetzung mit der Theodizee zeigt sich jedoch, wie befruchtend der unvoreingenommene theologisch-literarische Dialog sein kann. Ohne die Schriftsteller religiös zu vereinnahmen, kann das Werk der jüdischen Autoren Paul Celan oder Elie Wiesel in die christliche Kreuzestheologie einfließen. Sie selbst haben die Frage nach dem Leid mit der Frage nach Gott verknüpft. So beschreibt Wiesel die Hinrichtung eines Kindes im Konzentrationslager: „... Die beiden Erwachsenen lebten nicht mehr. Ihre geschwellenen Zungen hingen bläulich heraus. Aber der dritte Strick hing nicht reglos: der leichte Knabe lebte noch... Mehr als eine halbe Stunde hing er so und kämpfte vor unseren Augen zwischen Leben und Tod seinen Totenkampf. Und wir mussten ihm ins Gesicht sehen. Er lebte noch, als ich an ihm vorüberschritt. Seine Zunge war noch rot, seine Augen noch nicht erloschen. Hinter mir hörte ich denselben Mann fragen: „Wo ist Gott?“ Und ich hörte eine Stimme in mir antworten: „Wo er ist? Dort – dort hängt er, am Galgen...“.

Trotz Auschwitz und trotz negativer Kindheitserfahrungen zeigt sich beim Streifzug durch die Literatur, dass die Rede von Gott bei den großen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts nicht verstummt ist. Sie ist kritisch reflektiert, analysiert und einer Ideologiekritik unterzogen worden. Was zunächst so

aussieht, als ob die Welt der Literatur auf Distanz zur Religion gegangen sei, ist in Wirklichkeit eine differenzierte historische und biographische Auseinandersetzung mit den Erfahrungen dieses Jahrhunderts.

Neben Romanen, Erzählungen und Gedichten, in denen Gott explizit benannt wird, zieht sich durch die Literatur darüber hinaus eine religiöse Auseinandersetzung, in der implizit von Gott die Rede ist. Dies ist eine unüberhörbare Anfrage an religiöse Sprache. Während der Begriff „Gott“ in der Theologie oft inflationär gebraucht wird, besitzen viele Schriftsteller ein Gespür dafür, vorsichtig mit diesem Wort umzugehen. „Sprich mir schweigend von Gott“, forderte Simone Weil. Sie kommt damit Kurt Marti nahe, der über den Missbrauch des Gottesnamens einmal schrieb: Im Laufe der Zeit

„wurde das wort GOTT zum letzten
der wörter zum ausgebeutetsten aller
begriffe
zur geräumten metaphor zum proleten der
sprache“.

Die Theologie hat der zaghafte Gebrauch des Begriffs „Gott“ in diesem Jahrhundert nachhaltig beeinflusst. Theologen wie Karl Rahner, der Gott einmal als „das letzte Wort vor dem Verstummen“ bezeichnete, fordern auch für ihre Wissenschaft einen zurückhaltenderen Gebrauch dieses Begriffs: „Wenn wir, wie es durchaus in der Religionsgeschichte vorkommt, Gott z. B. den ‚Vater, den Herrn‘ oder den ‚Himmlischen‘ oder ähnlich nennen würden, dann würde das Wort von sich aus, von seiner Herkunft, aus unserer sonstigen Erfahrung und dem profanen Gebrauch heraus etwas über das Gemeinte aussagen. Hier aber sieht es zunächst so aus, als ob das Wort uns anblicke wie ein blindes Antlitz. Es sagt nichts über das Gemeinte, und es kann auch nicht einfach wie ein Zeigefinger fungieren, der auf ein unmittelbar außerhalb des Wortes Begegnendes hinweist und darum selber nichts darüber sagen muss, so, wie wenn wir ‚Baum‘, ‚Tisch‘ oder ‚Sonne‘ sagen. Dennoch ist diese schreckliche Kulturlosigkeit dieses Wortes – bei dem die erste Frage wäre: Was soll denn dieses Wort überhaupt sagen? (... Somit) spiegelt

die jetzige Gestalt des Wortes das wider, was mit dem Wort gemeint ist: Der ‚Unsagbare‘, der ‚Namenlose‘, der nicht in die benannte Welt als Moment in ihr einrückt; das ‚Schweigende‘, das immer da ist und doch immer übersehen, überhört und – weil es alles im Einen und Ganzen sagt – als Sinnloses übergangen werden kann (...).“

Hier zeigen sich erste Ansätze für den Dialog zwischen der Theologie und modernen Literatur. Die literarische Sprache ist nicht gottlos geworden. Doch in ihr spiegelt sich – ebenso wie in der Theologie – die Erfahrungen der Moderne wider. Und diese sind in der Frömmigkeitssprache des 19. Jahrhunderts nicht mehr auszudrücken. Deshalb ist es notwendig, dass Gott sich in der modernen Literatur „erfahrungsgemäß“ anders widerspiegelt als in der Vergangenheit. Die Sprache der Dichter ist ein notwendiges Korrektiv für die Sprache der Theologen, die das Unsagbare sagen wollen. Auch wenn die Frage nach Gott nicht immer explizit aufgeworfen wird, zieht sie sich doch durch das gesamte literarische Jahrhundert. Eine Erklärung für dieses Phänomen nennt Franz Kafka: „Der Mensch kann nicht leben ohne dauerndes Vertrauen zu etwas Unzerstörbarem in sich, wobei sowohl das Unzerstörbare als auch das Vertrauen ihm dauernd verborgen bleiben können. Eine der Ausdrucksmöglichkeiten dieses Verborgenseins ist der Glaube an einen persönlichen Gott.“

Dietrich Bonhoeffer

Anmerkungen zu einem „ökumenischen Heiligen“

Am 9. Juli 1998¹ wurden über dem Haupteingang der Londoner Westminster Abbey zehn Statuen von Märtyrern des 20. Jahrhunderts enthüllt, darunter der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer, der zuletzt auch in der Konspiration gegen Hitler tätig war.

In dem Verzeichnis der katholischen deutschen Märtyrer des 20. Jahrhunderts ist auch Dietrich Bonhoeffer aufgeführt², wodurch eine Anregung Papst Pauls VI. aufgegriffen wurde, das Glaubenszeugnis bis hin zum Tod als ein gemeinsames, ökumenisches Erbe zu begreifen.

Als im Rahmen des Heiligen Jahres 2000 die Heilige Pforte der römischen Basilika „Sankt Paul vor den Mauern“ am 18. Januar 2000 geöffnet wurde, wurden bei der ökumenischen Feier auch Texte von Dietrich Bonhoeffer verlesen³.

Bei aller Wertschätzung, die ich persönlich auch Dietrich Bonhoeffer entgegenbringe, ist aber eine Gefahr nicht von der Hand zu weisen: Wenn aus zeitgeschichtlich bedeutsamen Biographien, die zunächst vor allem beunruhigend und unbequem waren, kirchlich gewürdigte Hagiographien werden, dann werden die betreffenden Personen leicht zu enthobenen Heiligen stilisiert, die kaum in Kontakt standen und stehen mit dem normalen Leben in ihrer Zeit. Das Außergewöhnliche wird schnell zum einzigen und durchaus fragwürdigen Kriterium: Formale oder indirekte „Heiligsprechung“ kann auch von sich selbst, der gegenwärtigen Zeit und der eigenen Kirche ablenken, indem man „Nachfolge“, „Radikalität“, „Pro-

phetie“ und das Wagnis eines unangepassten Lebens an den Heiliggesprochenen delegiert. An die Stelle des eigenen Aufbruchs tritt die „Bewunderung für“; an die Stelle des zu gehenden eigenen Weges tritt der betrachtete Weg des anderen; statt selbst zum „Akteur“ zu werden, bleibt man „Zuschauer“.

Aus der Fülle des ebenso beeindruckenden wie fragmentarischen Lebens und Werkes von Dietrich Bonhoeffer, der am 4. Februar 1906 in Breslau geboren wurde und am 9. April 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet wurde, möchte ich einige durchaus einseitige Anstöße herausgreifen, weil sie mir ausgesprochen aktuell erscheinen im Hinblick auf eine zukunfts-fähige Gestalt der Kirchen:

Herausgerufene – ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen

Dietrich Bonhoeffer ist ein ausgesprochen wacher und hellhöriger Zeitgenosse. Tief verwurzelt in der eigenen lutherischen Tradition, ausgestattet mit hoher theologisch-intellektueller Begabung, ist er zu einer außerordentlichen Tiefe und ökumenischer Weite des Blickwinkels fähig. Früh wie kaum ein anderer aus dem Bereich der christlichen Kirchen sieht er die vielfältigen Gefahren der Ideologie des Nationalsozialismus.

Mit spiritueller Schärfe und Genauigkeit sieht er auch die Lage der Menschen seiner Zeit, „die ... einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein (können)“⁴, und den Zustand der Kirche, „die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck“⁵. Ist eine Gestalt der Kirche vorstellbar, die ihre Ausstrahlung und Wirkkraft nicht in erster Linie aus ihrer dogmatischen und moralischen – oft auch schnell: moralisierenden – Autorität gewinnt, sondern aus ihrem selbstverständlichen, ehrlichen und unaufdringlichen Weggeleit mit den Menschen, wie sie heute leben?

Im Gefängnis von Berlin-Tegel, in das er nach seiner Verhaftung im April 1943 eingesperrt ist, fragt sich Dietrich Bonhoeffer in einem Brief: „Wie sprechen (oder vielleicht kann man eben nicht einmal mehr davon ‚sprechen‘ wie bisher) wir ‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen, wie sind wir ekklesia, Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern vielmehr als ganz zur Welt Gehörige?“⁶. Zu dem, wie Menschen heute leben und sich verstehen, gehört ein ausgeprägtes, unhintergehbare Freiheits- und Mündigkeitsbewusstsein. Selbst wenn ein solches Bewusstsein auch noch einmal ambivalente Züge trägt (etwa da, wo hinter dem eigenen „Ego“ und seinen grenzenlosen Ausweitungswünschen „der Andere“ keine eigene Berechtigung mehr erhält, sondern allenfalls in seinem „Nutzen“ zu mir selbst gesehen wird), so kann man kirchlich doch nicht einfach – und oft polemisch – dagegen anleben, dagegen anpredigen und dagegen amoralisieren: „Ich will also darauf hinaus, ... dass man die Mündigkeit der Welt und des Menschen einfach anerkennt, dass man den Menschen in seiner Weltlichkeit nicht ‚madig macht‘ ...“; und Dietrich Bonhoeffer fährt dann bezeichnenderweise fort: „... sondern ihn an der stärksten Stelle mit Gott konfrontiert...“⁷

Haben wir kirchlich an solchen „stärksten Stellen“ von Menschen ehrliches Interesse, oder haben wir in der ganzen Art und Weise, wie „Kirche“ in Erscheinung tritt – und das immer in konkreten Personen –, doch die Tendenz, im Jargon der Eigentlichkeit und der Besserwisser das, was ist, „madig zu machen“?

In der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernen

Gibt es eine maßgebliche, prägende Dimension des Glaubens und der Kirche, die nicht als „zusätzlich“, als im Grunde „zweitrangig“ oder „nebensächlich“ erscheint, sondern als unverzichtbare Quellkraft, die, wenn sie fehlen würde, das Leben

ärmer machte, es vielleicht sogar verdorren ließe? Ist also das, was biblisch grundgelegt, kirchlich realisiert und geistlich entdeckbar ist, so von Gewicht, dass daran wirklich etwas hängt? Und wie wird dann eine solche Dimension eingebracht, gelebt?

In einem Brief Dietrich Bonhoeffers heißt es: „Christsein heißt nicht in einer bestimmten Weise religiös sein, auf Grund irgendeiner Methodik etwas aus sich machen ..., sondern es heißt Menschsein, nicht einen Menschentypus, sondern den Menschen schafft Christus in uns. ... der ‚religiöse Akt‘ ist immer etwas Partielles, der ‚Glaube‘ ist etwas Ganzes, ein Lebensakt. Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion auf, sondern zum Leben“⁸. Manche Aufspaltungen, Dualismen und falsche Alternativen, die sich im Laufe der Geschichte der Kirchen herausgebildet haben, gilt es von hier aus zu korrigieren und zu überwinden. Nicht zuletzt von einem inkarnatorischen Grundverständnis des Glaubens her entfällt manches Denken in zwei Räumen. So wird auch für Dietrich Bonhoeffer die „tiefe [man beachte diese seine Qualifizierung!] Diesseitigkeit“⁹ mehr und mehr zum Ort, zu dem einen Ort des Glaubens: „Später erfuhr ich und ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen ... – und das nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben –, dann wirft man sich Gott ganz in die Arme ..., und ich denke, das ist Glaube, das ist metanoia [Umkehr]; und so wird man ein Mensch, ein Christ“¹⁰.

Bereits kurz nach dem Studium formuliert Dietrich Bonhoeffer einmal pointiert in einer Predigt: „Gott will Menschen sehen, nicht Gespenster, die den Erdboden scheuen... Wir sind nicht als Engel geschaffen, sondern als Erdenkinder mit Schuld und Leidenschaft, mit Kraft und Schwächen, aber wir sind gottgeliebte Erdenkinder...“¹¹ Sind wir – persönlich und kirchlich – schon so weit inkulturiert und inkarniert, dass uns die Freuden und Hoffnungen, die Trauer und

die Angst, die Stärken und die Leidenschaften der Menschen von heute (vgl. *Gaudium et spes*, 1) wie selbstverständlich nahe sind, weil wir sie von innen her, bei uns selbst kennen und sie deswegen nicht mehr bei anderen von außen, zuschauend und instrumentalisierend zensieren müssen?

Durch „Vorbild“ bekommt das Wort der Kirche Nachdruck und Kraft

Im Sommer 1944 fertigt Dietrich Bonhoeffer einen „Entwurf für eine Arbeit“ an. Mit der kleinen Schrift, die nicht mehr als hundert Seiten umfassen sollte, wollte er auch „wieder in die freie Luft der geistigen Auseinandersetzung mit der Welt“¹² und „einmal den Versuch ... machen, einfach und klar gewisse Dinge auszusprechen, um die wir uns sonst gern herumdrücken“¹³. Nach einer „Bestandsaufnahme des Christentums“ (erstes Kapitel) wollte er sich im zweiten Kapitel der Frage widmen „Was ist eigentlich christlicher Glaube?“, um dann in einem dritten Kapitel entsprechende „Folgerungen“ zu ziehen. In diesem Zusammenhang erinnert er die Kirche: „Sie [die Kirche] wird die Bedeutung des menschlichen ‚Vorbildes‘ (das in der Menschheit Jesu seinen Ursprung hat und bei Paulus so wichtig ist!) nicht unterschätzen dürfen; nicht durch Begriffe, sondern durch ‚Vorbild‘ bekommt ihr Wort Nachdruck und Kraft“¹⁴.

Wer die Kirche in ihrer jeweiligen geschichtlichen Konkretheit ist, wird nicht allein durch Strukturen und Programme, sondern vielmehr durch Gesichter und Personen bestimmt. Das Evangelium, die Lebensäußerungen Gottes im Ersten und im Neuen Testament, wird nur insofern lebendigen, anstiftenden Charakter behalten, als es an glaubwürdigen, von *ruach*, der Wirkmacht Gottes erfüllten Menschen – Frauen wie Männern –, ablesbar ist. Zuletzt bleibt die biblische Botschaft selbst zurückgebunden an ihre Verkünder und von ihr Gepackte: An Abraham und Sara, an Mose und Mirjam, an Prophetinnen, Propheten, Jüngerin-

nen und Jünger; an Jesus selbst und in ihm an Gott.

So wie für Dietrich Bonhoeffer christologisch die Frage entscheidend bleibt „Wer bist du?“ (Und nicht etwa: Was tust du?)¹⁵, so hebt er auch hier in Bezug auf die Veranschaulichung dessen, „was“ (genauer: wer) Kirche ist, die Bedeutung der personalen Dimension, des Vorbildes hervor.

Die Verwurzelung von Heiligen wie etwa Franziskus, Antonius, Sankt Martin, Nikolaus in der Volksfrömmigkeit beruht ja auch darauf, dass etwas von ihrer Person, von ihrem persönlichen Charme und Wesenszug weit über ihren Tod hinaus ausstrahlte und Menschen anzieht bis in die Gegenwart. Vorbilder sind lebendige Verkörperungen eines Aspekts des Evangeliums, so wie Jesus selbst in seiner Person gezeigt hat, „wer“ Gott ist: kein Programm, kein religiöses System, sondern ein ansprechbares, begegnungswilliges, uns zuvorkommend liebendes „DU“.

Kann es in der Kirche um weniger gehen, als dies immer wieder neu personal zu versinnbildlichen? Vor allen Vermittlungsfragen, wie man andere „erreicht“, steht dann aber die jeweils „mich“ meinende Herausforderung und manchmal auch Zumutung: „Was glauben wir wirklich [!]? d.h. so, dass wir mit unserem Leben [!] daran hängen?“¹⁶

Kirche: Gestaltwerdung Jesu Christi

Hochdifferenzierte Arbeitsplatzbeschreibungen und lückenlose Terminkalender mögen in der Kirche heute ebenso unvermeidlich sein wie beruhigend für das eigene und das allgemeine Leistungsgewissen. Dietrich Bonhoeffer hat in seinem „Tagebuch der Amerikareise“ jedoch einmal sehr beunruhigt festgehalten: „Große Programme führen uns immer nur dorthin, wo wir selbst sind; wir aber sollten uns nur dort finden lassen, wo Er ist. ...“ Und er fährt dann nachdenklich fort: „Oder bin ich doch dem Ort ausgewichen, an dem Er ist? an dem Er für mich ist?“¹⁷

Könnte es sein, dass ein Teil unserer kirchlichen Arbeit (und dieser Teil steckt wohl potenziell in jedem) auch eine Art von Verschanzungsarbeit ist? Wird die mühsame Suche nach Prioritäten und nach pastoralen Profilen nicht auch dadurch erschwert, dass der eigene Bereich, das eigene Projekt, das eigene Programm und die eigene Option im Grunde als unantastbar ausgegeben und damit einer dialogischen Verständigung entzogen werden? Falls dem so ist, wird man aber fragen dürfen, wer und was denn unter den Bedingungen der Notwendigkeit radikaler Wandlungen und weitgehender Umbrüche neu gestaltet und aus der Tiefe gestärkt hervorgehen soll: Wer modelliert bei der „Metamorphose“? (Vgl. hierzu etwa den Vers Röm 12,2, den Fridolin Stier textnah so übersetzt: „Lasst euch umgestalten kraft der Neuung des Denkens...“)

Herausfordernd schreibt Dietrich Bonhoeffer zu dieser Frage in seinen Manuskripten der „Ethik“: „Gestaltung gibt es vielmehr allein als Hineingezogenwerden in die Gestalt Jesu Christi ... Christus bleibt der einzige Gestalter. Nicht christliche Menschen gestalten mit ihren Ideen die Welt, sondern Christus gestaltet die Menschen zur Gleichgestalt mit ihm“¹⁸. Die Notwendigkeit, mit den besten Kräften, mit Fantasie und mit langem Atem die Weichen zu stellen für eine erneuerte und zukunftsfähige Gestalt der Kirche, geht ineins mit der tief verwurzelten Haltung, dass nicht „ich“ ängstlich mich selbst für diese Zukunft retten muss und dass auch „die Kirche“ kein aus sich selbst heraus konstruiertes Gebilde ist, dessen Bestand und Wirkkraft allein von ihr selbst abhinge. Innerkirchliches wie ausdrücklich gesellschaftspolitisches Handeln bleiben umfängen von dem klaren Bewusstsein, dass Christus es ist, der in der Kirche Gestalt annehmen will; dass die Kirche tatsächlich Gestaltwerdung Christi, Leib Christi ist, „dass auch die Kirche nicht eine eigene, selbständige Gestalt neben der Gestalt Jesu Christi ist, dass sie also nie in eigener, selbständiger Weise Recht, Autorität, Würde für sich in Anspruch nehmen kann neben Jesus Christus. Die Kirche ist nichts als das Stück der

Menschheit, in dem Christus Gestalt wirklich gewonnen hat“¹⁹.

Ob uns die vor einem solchen Hintergrund anstehenden „Metamorphosen“ willkommen sind?

Unter der Gegenwart Gottes leben

Dietrich Bonhoeffer, der die Freiheit eigenster Verantwortung so betont hat, der in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernte und der die tiefen Gräben zwischen „Welt“ und „Kirche“ in schonungsloser Klarheit und Wahrheit offenlegte, hat in all seiner Beunruhigung, leidenschaftlichen Suche und prophetischen Kraft auf einem festen, unerschütterlichen Grund gestanden. In seinem vorletzten erhaltenen Brief aus dem Gefängnis an den Freund Eberhard Bethge schreibt er:

„Gewiss ist, dass wir immer in der Nähe und unter der Gegenwart Gottes leben dürfen und dass dieses Leben für uns ein ganz neues Leben ist; dass es für uns nichts Unmögliches mehr gibt, weil es für Gott nichts Unmögliches gibt; dass keine irdische Macht uns anrühren kann ohne Gottes Willen, und dass Gefahr und Not uns nur näher zu Gott treibt; gewiss ist, dass wir nichts zu beanspruchen haben und doch alles erbitten dürfen; gewiss ist, dass im Leiden unsere Freude, im Sterben unser Leben verborgen ist; gewiss ist, dass wir in dem allen in einer festen Gemeinschaft stehen, die uns trägt.

Zu all dem hat Gott in Jesus Ja und Amen gesagt. Dieses Ja und Amen ist der feste Boden, auf dem wir stehen“²⁰. In solcher Gewissheit hat Dietrich Bonhoeffer gelebt.

Seine einladende Herausforderung liegt darin, ein ebensolches, eigenes Leben inmitten der Welt unter dem Angesicht Gottes zu wagen. Persönlich und kirchlich. Und darauf zu vertrauen, dass, was uns selbst als Stückwerk und Torso erscheint, seine vollendete Gestalt erst noch finden wird.

Anmerkungen:

- ¹ Siehe: Bonhoeffer-Rundbrief der Internationalen Bonhoeffer Gesellschaft / Sektion Bundesrepublik Deutschland Nr. 57/1998, 18–20, 36.
- ² Siehe: Moll, Helmut: Die katholischen deutschen Märtyrer des 20. Jahrhunderts: Ein Verzeichnis. / Im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. Paderborn 1999, 26.
- ³ Siehe: Kirchenzeitung für das Bistum Aachen 5/2000, 3.
- ⁴ DBW 8, 403. Die Zitate aus den Schriften Dietrich Bonhoeffers erfolgen mit der entsprechenden Bandzahl nach der kritischen Ausgabe: Dietrich Bonhoeffer Werke (DBW) / hg. von Eberhard Bethge u. a.; Bde. 1–16. München und Gütersloh 1986–1998.
- ⁵ DBW 8, 435.
- ⁶ DBW 8, 405.
- ⁷ DBW 8, 511.
- ⁸ DBW 8, 535.537.
- ⁹ DBW 8, 541.
- ¹⁰ DBW 8, 542.
- ¹¹ DBW 10, 516.
- ¹² DBW 8, 555.
- ¹³ DBW 8, 561.
- ¹⁴ DBW 8, 560f.
- ¹⁵ Vgl. die Einleitung seiner Christologievorlesung; DBW 12, 280–291.
- ¹⁶ DBW 8, 559; Ausrufungszeichen von mir.
- ¹⁷ DBW 15, 218.
- ¹⁸ DBW 6, 80.81.
- ¹⁹ DBW 6, 84.
- ²⁰ DBW 8, 573.

Literaturdienst

Morgenlob - Abendlob. Mit der Gemeinde feiern. Erarbeitet von Paul Ringseisen mit Wolfgang Bretschneider u. a., Bd. 1: Fastenzeit - Osterzeit. promultis Verlagsbuchhandlung, Planegg 2000. - Gemeindebuch: 224 S.; 19,90 DM. Dienstebuch: 272 S.; 39,90 DM.

In seiner ersten Veröffentlichung *Morgen- und Abendlob mit der Gemeinde* (Freiburg 1994) hat Paul Ringseisen sich nachdrücklich für eine gemeindegemäße Feier von Laudes und Vesper eingesetzt; als wichtiges Hilfsmittel dazu plante er ein „Instrumentarium“, eine Rahmenordnung des Gebets mit einer Sammlung bewährter und neuer Elemente, aus der die feiernde Gemeinde wählt, was im Einzelfall das für sie Gemäße ist. Mit Hilfe angesehenen Kirchenmusiker und Liturgiker (Wolfgang Bretschneider/Bonn, Markus Eham/München-Eichstätt, Stefan Klückner/Essen, Heinz Martin Lonquich/Köln) erarbeitete er das vorliegende Werk, dessen erster Band *Fastenzeit - Osterzeit* eben erschienen ist; zwei weitere (*Advent-Weihnachten* und *Im Jahreskreis*) werden jeweils termingerecht folgen. Zur Verfügung stehen zwei Ausgaben, beide in würdiger Aufmachung: Ein Gemeindebuch und in größerem Format ein Dienstebuch, das zusätzlich zum Gemeindepart die nötigen Texte für Leiter, Lektoren, Lob- und Bittgebete, Noten für Vorsänger, Schola und auch mehrstimmige Sätze, ferner Anregungen zur Gestaltung enthält. Nachdem es erfahrungsgemäß schwierig ist, aus einem größerem Angebot ohne fachliche Hilfe eine strukturierte sachgemäße Auswahl zu treffen, bieten die Verfasser nach einer knappen, aber vorzüglichen liturgischen und musikalischen Einführung zunächst acht ausgeführte Modelle: je zwei Beispiele für Morgenlob und für Abendlob in der Fastenzeit und das gleiche Angebot für die Osterzeit. Den sorgfältig ausgearbeiteten Modellen liegt ein einheitliches Schema zugrunde (Eröffnung, Psalmodie, Verkündigung, Hochgesang, Lob und Bitte bzw. Fürbitten, Abschluss), wobei zu jedem Schritt mehrere Varianten geboten werden. Erste praktische Erfahrungen zeigen allerdings, dass vor allem Gemeinden, die schon Erfahrung mit Stundengebet haben, die fertigen Modelle so wenig wie die „Messreihen“ im Gotteslob nutzen, sondern frei aus dem reichen Material sowohl des Modellteils wie des eigentlichen Instrumentariums wählen; man hätte also die Modelle auch nur im Dienstebuch darstellen und das Gemeindebuch als reines Instrumentarium ausbilden können.

In dem Werk sind wahre Schätze gesungenen Gotteslobs aus alter und neuer Zeit zusammengetragen, ein- und mehrstimmig, dem Volk

vertraute Lieder ebenso wie Neues Geistliches Liedgut, Neukompositionen, Kanons, Taizè-Gesänge, nicht zuletzt auch vielseitig einsetzbare Chorsätze.

Hinweise auf gegliedertes Singen, verschiedene Arten des Psalmensingens (responsorial, antiphonal, mehrstimmig, Vortrag auch moderner Übertragungen durch Sprecher mit Gemeindevorwürfen), zusätzliche Psalmtöne, Psalmorationen, abwechslungsreich gestaltete (Für-) Bitten bringen viel Leben in das Gebet der Gemeinde; noch mehr tun dies Zeichenhandlungen wie eine das Abendlob eröffnende Lichtfeier, Weihrauchspende, Taufgedächtnis, Bewegungselemente, ein das Gebet besiegelnder Friedensgruß. Hilfreich für die dem Stundengebet Vorstehenden sind die den Schriftlesungen beigegebenen literarischen Texte moderner Autoren „Zur Auslegung“, die, wie so vieles in dem Buch, auch in anderen Gottesdiensten gute Dienste leisten können. Ausführliche Register erschließen die Fülle der Texte und Gesänge.

Es ist dem Werk gelungen, den Reichtum des täglichen Abend- und Morgenlobs heutigen Gemeinden aufzuschließen, einerseits durch Rückbesinnung auf die alte gemeindliche Form des Stundengebets und die damit verbundene Vereinfachung seiner heutigen monastisch-klerialen Gestalt, andererseits durch Gesangsformen, Texte und Zeichenhandlungen, die dem Lebensgefühl unserer Tage entsprechen. Es hilft dem kleinen Kreis, der sich treu zum täglichen Gebet versammelt, ebenso wie den Gemeinden, die an Sonn- und Feiertagen Laudes oder Vesper festlich entfalten wollen. So wird unseren Gemeinden ermöglicht, was die Allgemeine Einführung in das Stundengebet als wichtigstes Kriterium benennt: „...dass es Freude bereitet, das Gotteslob zu feiern“ (Nr. 279).

Rupert Berger

Meinrad Walter: Erschallet, ihr Lieder, erklinget, ihr Saiten! Johann Sebastian Bachs Musik im Jahreskreis. Benzinger-Verlag: Zürich und Düsseldorf 1999. 244 S.; geb. 39,80 DM.

Der Zulauf, den Konzerte geistlicher Musik von der Gregorianik bis zur zeitgenössischen Moderne verzeichnen, ist beachtlich. Nicht nur Kenner der Kirchenmusik finden sich dazu ein, auch Menschen, die nur wenig oder gar keinen Kontakt zum kirchlichen Leben haben, werden offenbar angesprochen. Dabei bildet das Auditorium häufig einen Querschnitt durch die Generationen und manch einer setzt aus Anlass des Konzerts den Fuß über die Schwelle eines Kirchenportals. In diesem Jahr steht mit dem 250. Todestag Johann Sebastian Bach im Mittelpunkt vieler Aufführungen. Nicht nur die ehrenamtlichen Kirchenchöre der Gemeinden, sondern auch die professionellen Musikerinnen und Musiker lenken den Blick auf

die Musik des Thomaskantors, dessen Wort- und Tonsprache wohl nur im Kontext des christlichen Glaubens gedeutet werden kann. Wie anregend es ist, sich mit Bachs geistlicher Vokalmusik auseinander zu setzen, zeigt das vorliegende Buch des Theologen und Musikwissenschaftlers Meinrad Walter. Ihm ist daran gelegen, in den durch das Kirchenjahr führenden Kantaten und großen Oratorien Bachs einen eigenen, faszinierenden Zugang zum christlichen Glauben zu eröffnen. Er tut das unter zwei leitenden Gesichtspunkten: dem liturgischen Jahreslauf mit seinen Vorbereitungs- und Festzeiten sowie den darin zur Sprache kommenden menschlichen Grundthemen. Der Autor ist zu Recht davon überzeugt, dass urchenschliche Fragen und Situationen zugleich urreligiöse Themen sind, die Bach in der christlichen Liturgiefeier des Kirchenjahres verankert sieht. Hier liegt möglicherweise ein Grund, weshalb mit bestimmten Festtagen im Jahr Bachs Vokalwerke wie das Weihnachtsoratorium oder die Johannespassion untrennbar verbunden scheinen.

Der Autor lädt ein, die geistliche Musik des Thomaskantors zu hören und zu bedenken, um sich so zum Glauben anstiften zu lassen. Dabei geht er von der Glaubenshaltung der Erwartung aus, wie sie in den Adventskantaten zum Ausdruck kommt und kommentiert das Weihnachtsoratorium in drei Schritten (er bietet eine Werkeinführung, plädiert für die innere Einheit des sechsteiligen Werkes und betrachtet die Choräle). Die in der lutherischen Liturgie- und Theologietradition besonders akzentuierte Passionszeit ist mit der Interpretation der Johannes- und Matthäuspassion vertreten. Die zunächst wenig österlich anmutende Kantate „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen“ zum vierten Sonntag der Osterzeit stellt in subtiler Gestaltung das geheimnisvolle Ineinander von Passion und Auferstehung dar und eröffnet in Wort und Ton einen tragfähigen Zugang zum Osterglauben. Mit der Pfingstkantate, deren ersten Worte des Eingangschors den Titel des vorliegenden Buches abgibt, schließt sich der österliche Festkreis und leitet über zur täglich neu tragenden Begegnung zwischen Gott und Mensch. Einen Sprung zum Ende des Kirchenjahres mit seiner eschatologischen Prägung und in dessen zeitlicher Nähe angesiedelten Totengedenkens macht der Autor, indem er die Kantate „O Ewigkeit, du Donnerwort“ im Sinne der *Ars moriendi* vorstellt und mit der Kantate „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, der das biblische Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen (Mt 25,1-13) zugrunde liegt, zur musikalischen Mystik Bachs hinführt, in der sich die Hoffnung auf Vollendung ausspricht. Einige Anmerkungen zur großen h-Moll-Messe Bachs lassen schließlich dieses monumentale Werk im Epilog zu einem Buch über die geistliche Vokalmusik Bachs nicht außer acht.

Die vorliegende Publikation ist nicht nur eine anregende Lektüre für Kirchenmusikerinnen und

Kirchenmusiker. Auf zweierlei Weise bringt es auch die liturgisch-homiletische Praxis ins Spiel. Zum einen lässt es nach Möglichkeiten und Formen liturgischer Feiern fragen, in denen die Musik einen Schwerpunkt bildet. Dass Bachs Kantaten, die ja nicht für den Konzertsaal, sondern für den Gottesdienst geschrieben wurden, hier eine besondere Bereicherung darstellen, dürfte unbestritten sein. Ebenso sind durchaus auch geistliche Hörhilfen bei kirchenmusikalischen Konzerten denkbar und schaffen bislang vielleicht wenig genutzte Zugänge. Zum anderen mag Bachs geistliche Vokalmusik gelegentlich auch in Predigt und Betrachtung für die Gemeinde aufgeschlossen und ihr so zum Zeugnis des Glaubens werden. Kirchenmusik erweist sich damit als eine in Liturgie und Verkündigung wirkende Dimension, die (nicht nur im Bach-Jahr 2000) neue Türen öffnen kann. Dass darüber hinaus ein Theologe dieses Buch mit persönlichem Gewinn lesen kann, stellt ihm gewiss nicht das schlechteste Zeugnis aus.

Jürgen Bärsch

Dorothee Mattes (Hg.): Klaus Hemmerle, Briefe an Kinder und junge Leute. Ein Bischof beantwortet Schülerfragen. Verlag Neue Stadt, München, Zürich, Wien 2000. 247 S.; 34,- DM.

Dass Briefe, zumal „Hirtenbriefe“ an junge Menschen hervorragende Möglichkeiten der Glaubensvermittlung bieten, ist seit den Zeiten des hl. Paulus bestens belegt. Dass allerdings der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle (1929-1994) in einem so umfangreichen wie ausgeprägten Maße diese Möglichkeiten genutzt und während seiner Amtszeit (1975-1994) nahezu 90 Briefe an Kinder und Jugendliche geschrieben hat, erstaunt selbst den, der um das weite Herz des Bischofs für junge Leute weiß. Dorothee Mattes hat jetzt im Verlag Neue Stadt eine in chronologischer Reihenfolge angeordnete Auswahl von über 50 Briefen Klaus Hemmerles vornehmlich an Schüler vorgelegt, in denen er ebenso offen wie einfühlsam auf ihre Fragen, ihre Kritik und ihre Wünsche eingeht. Die Sammlung beginnt mit dem ersten, noch handschriftlich verfassten Brief an eine Unterprima im Jahre 1975 (Brief-Nr. 1) und endet mit dem Schreiben an Schülerinnen und Schüler einer 4. Grundschulklasse im Jahre 1993 (Nr. 59). So unterschiedlich die Adressaten – die jüngsten sind gerade vier, die ältesten 20 Jahre – so vielfältig die Themen: Neben den bekannten „Reizthemen“ wie Zölibat (Nr. 12, 28, 36, 37), Frauenordination (Nr. 12, 36) und Geld und Macht in der Kirche (Nr. 2, 12, 22), geht es immer wieder auch um sehr zentrale theologische Themen wie etwa um die Frage nach der Gotteserkenntnis (Nr. 26) oder der Person Jesu Christi (Nr. 2, 20, 29, 51). Bemerkenswert, wie nuanciert die jeweilige Antwort auf dasselbe Problem ausfällt,

ob sie sich nun an Grundschüler oder Schüler der Sekundarstufe II richtet. Aber immer ist Klaus Hemmerle als er selbst im Spiel, auch wenn er nicht ausdrücklich nach seiner Biographie (Nr. 31, 38) oder seinen gegenwärtigen Lebensumständen befragt wird (etwa Nr. 19, 47, 57). Insgesamt lösen seine Briefe das konkret ein, was er in verschiedenen Vorträgen zur Glaubensvermittlung als ein Beziehungsgeschehen mit seinen drei Ursprüngen skizziert hat: Der Bischof als Autor „verkauft“ weder den Inhalt des Glaubens zugunsten eines belanglosen Einverständnisses mit seinen Adressaten – und nähme sie so gerade in ihrer Entscheidungsfähigkeit nicht ernst –, noch opfert er seine Beziehung zu den Kindern und Jugendlichen einer vermeintlichen Sachorientierung, noch verliert er sich selbst als Person in seinen Bemühungen um die, die ihn angeschrieben haben und für die er da sein will. Wer also etwas von Klaus Hemmerle erfahren möchte, wie ursprünglich die Herausgeberin, die an der Katholischen „Klaus-Hemmerle-Hauptschule“ in Aachen unterrichtet und sich deswegen auf die Spur des Bischofs gemacht hat, oder aber etwas wissen möchte über die Mentalität von Kindern und Jugendlichen und ihren Fragen zum Glauben bzw. möglichst authentischen Antworten darauf, der sollte zu dem Buch greifen. Es ist eine spannende, aufschlussreiche Lektüre für junge Menschen selbst, zugleich aber auch eine Fundgrube für alle, die als Eltern, Lehrer, Seelsorger oder Katecheten mit deren Fragen konfrontiert sind.

Ewald Vienken

Wolfgang Beinert: Das Christentum - Atem der Freiheit. Herder-Verlag, Freiburg-Basel-Wien 2000. 320 S.; 38,- DM.

Wolfgang Beinert, emeritierter Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte, Herausgeber einer dreibändigen Dogmatik und eines ausgezeichneten „Lexikon der katholischen Dogmatik“, hat vor allem durch seine zahlreichen Beiträge zur Ekklesiologie und zur theologischen Erkenntnislehre die Theologie unserer Zeit bereichert. Wenn er jetzt ein Buch über das Christentum als Ganzes veröffentlicht, verdient das besondere Beachtung.

Das Christentum ist in unserer Gesellschaft längst nicht mehr selbstverständliches Traditionsgut. Es ist vielen Menschen fragwürdig geworden. Beinerts Buch richtet sich an Interessenten, „deren Neugier stärker ist als mögliche Vorurteile“ (Klappentext), sowie an Gläubige, die sich ihres Glaubens neu vergewissern wollen. Dem Autor geht es darum, das Phänomen des Christentums geschichtlich darzustellen und sachlich zu durchleuchten, um sein Wesen aufzuzeigen und seinen Lebenswert plausibel zu machen mit der Frage: Was bringt das Christentum? Dabei ist ihm sehr daran gelegen, deutlich zu machen, dass das Christentum kein starrer Block ist, sondern von

Spannungen erfülltes Leben, die fruchtbar sein, aber auch zu zerreißen Polarisationen eskalieren können, wie wir heute neu erfahren (8 f). Einen Grund für diese Spannungen sieht Beinert in der Person des Stifters: „Die Persönlichkeit Jesu umfasst eine solche Fülle von Gegensätzlichkeiten, dass die dialektische Spannung, in der sie allein auszuhalten sind, ungeheure Schwierigkeiten für den einzelnen wie auch für eine wie auch immer begründete homogene Gruppe bereitet. Wir erinnern uns weiter, dass die Quellen des Christentums alles andere als ein linear-eindimensionales Bild von Jesus zeichnen. Wenn mithin in welcher Weise auch immer mit dem Begriff Religion der Begriff Vielfalt verbunden werden muss, dann gilt das in profilierter Weise von der christlichen. Die Wahrung der Einheit ist darum ihr Grund- und Hauptproblem in der Geschichte.“ (58)

Der Autor ist sehr bemüht, den Lebenssinn des Christseins auf den Punkt zu bringen, was sicher in verschiedener Akzentuierung möglich ist. Hier spricht die persönliche Neigung eine entscheidende Rolle. Für Beinert ist die Perle des Christseins „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Röm 8,21). Das zieht sich als Leitmotiv durch das ganze Buch, in dessen historischem Teil besonders schmerzlich kontrastierend mit der Praxis der Kirche, für die der Ordo-Gedanke das vorherrschende Motiv war und ist.

An den Durchgang durch die Geschichte schließt sich als zweiter Teil die Frage nach der Wahrheit in Glauben, Handeln und Feiern an. Hier wird das Freiheitsmotiv theologisch begründet und entfaltet. Im Gang durch die Glaubenswahrheiten, die trinitarisch dekliniert werden müssen, offenbart sich das Wesen des Christentums. Was ich hier vermisste, ist die Theologie des Kreuzes, der Versuch einer Sinndeutung des Kreuzestodes Christi, was ja wohl auch zum Wesentlichen gehört.

Im dritten Teil geht es um den Ertrag und den Lebenswert des Christentums, um seine Vision für unsere Zeit. Noch einmal wird Bilanz gezogen, was es für die europäische Kultur gebracht und von deren Entwicklung (in der Aufklärung) empfangen hat. Es sei gestattet, dazu ein längeres Zitat anzuführen, in dem der Verfasser sein Herzensanliegen zum Ausdruck bringt:

„Die Zukunft der christlichen Religion ist angesichts der Verknüpfung der Realisierung der genannten Werte mit dem Überleben der Menschheit wesentlich davon bestimmt, wie weit und wie nachdrücklich es den Christinnen und Christen als einzelnen wie auch den durch sie gebildeten kirchlichen Gemeinschaften gelingen wird, das spezifisch Christliche als das Programm von Freiheit und Humanität in der Welt der Gegenwart zu vermitteln. Der aller erste und alle anderen logisch wie psychologisch bestimmende Schritt ist die Plausibilisierung dieses Programms durch Ver-

anschaulichung im Leben des einzelnen wie des christlichen Kollektivs, also der Kirche. Diese vor allem muss als Hort der Freiheit und Hüterin der Menschlichkeit unmittelbar und handgreiflich erfahren werden. In einer Welt, in der das demokratische Ideal als Basis friedlichen Zusammenlebens und gedeihlicher Entwicklung erfahren wird, haben kirchliche Zentralismen und Autoritarismen, machtorientierte Hierarchisierungen und Rechtsversagungen keine evangelisierende Wirkung. Sie schrecken ab und entlassen allenfalls in die Freiheit der Bindungslosigkeit, da solche Autorität als desorientierend erfahren wird und man sich ihr entzieht. Die Kirchengemeinschaften sind allerdings nur dann zur wirklichen Dienstbarkeit echter Autorität imstande, wenn sie bereit sind, sich von entsprechenden kulturalen Traditionen der Vergangenheit zu lösen, um der Lebenswelt der Menschen gleichzeitig zu werden. Die biblische Botschaft verlangt nicht die Bewahrung des Alten, sondern des Ursprungs. Dem Ursprung Zukunft geben – das ist kirchliche Aufgabe. Sie ist nur dann in die Tat umsetzbar, wenn sie in der vollen Synchronie zur Gegenwart geschieht. Gerade darin wird auch der Tradition der ihr gebührende Raum gegeben, sofern das Präsens unausweichlich Mündungsgebiet des Präteritums ist.“ (301)

Der Autor ist sich der Fragwürdigkeit, Missverständlichkeit und Relativität seiner Aussagen bewusst, wie er im Nachwort bekennt: „Bald jeder Satz in diesem Werk ist der Deckel über einem Abgrund vom Problemen.“ Diese gilt es weiter zu diskutieren in der Freiheit des Geistes, die uns Christen zusteht, wie im Verantwortungsbewusstsein für ein Erbe, welches das Fassungsvermögen jedes einzelnen und jeder Gruppierung übersteigt.

Hermann-Josef Lauter OFM

Unter uns

Auf ein Wort

„Ich war noch ein junger, sechzehnjähriger Katholik und hatte mich auf ein Streitgespräch mit einem älteren Bekannten eingelassen, der als ‚Kommunist‘ bekannt war in dem Sinne, den dieser Begriff in den schrecklichen fünfziger Jahren hatte. Und da er mich reizte, stellte ich ihm die entscheidende Frage: Wie könne er als Nichtgläubiger dem dann doch ganz sinnlosen eigenen Tod einen Sinn geben? Worauf er mir antwortete: ‚Indem ich vorher festlege, daß ich ohne kirchlichen Beistand begraben werde. Dann bin ich nicht mehr da, aber ich habe den anderen ein gutes Beispiel gegeben.‘ Ich denke, auch Sie können das tiefe Vertrauen in die Kontinuität des Lebens und das absolute Pflichtgefühl bewundern, das sich in dieser Antwort ausdrückte. Es ist dasselbe, das viele Nichtgläubige dazu befähigt hat, unter der Folter zu sterben, ohne ihre Freunde zu verraten, oder andere, sich von der Pest anstecken zu lassen, um die Pestkranken zu heilen. Manchmal ist es auch das einzige, was einen Philosophen zum Philosophieren treibt oder einen Schriftsteller zum Schreiben: eine Flaschenpost zu hinterlassen, damit das, woran man geglaubt hat oder was man schön fand, auch von den Nachgeborenen geglaubt oder schön gefunden werden kann.“

Carlo Maria Kardinal Martini
in: Woran glaubt, wer nicht glaubt?

Historikerkommission zur Rolle des Vatikans im Zweiten Weltkrieg

Die gemischte Historikerkommission zur Erforschung des vatikanischen Verhaltens im Zweiten Weltkrieg ist einem Bericht der israelischen Tageszeitung „Ha'aretz“ zufolge bislang nicht zu eindeutigen Ergebnissen

hinsichtlich der Rolle von Papst Pius XII. gelangt. Die jüdisch-katholische Forschergruppe sei der Meinung, dass die Motive für das Handeln Pius' XII. gegenüber den Nationalsozialisten auf der Grundlage der vom Vatikan veröffentlichten Dokumente nicht eindeutig zu klären sei. So bleibe etwa offen, ob der Papst von der systematischen Ausrottung der Juden gewusst habe. Im Vatikan hieß es dazu, ein Abschlussbericht der Historiker sei für September zu erwarten. Die in „Ha'aretz“ genannten, offenbar durch Indiskretionen bekannt gewordenen Informationen lägen dem Heiligen Stuhl nicht vor. KNA

Fortsetzung des ökumenischen Dialogs

Katholiken und Lutheraner in Deutschland wollen den ökumenischen Dialog forcieren. Die Deutsche Bischofskonferenz und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) kündigten an, eine gemeinsame Arbeitsgruppe werde unter dem Titel „Communio Sanctorum. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen“ am 4. September eine Studie veröffentlichen. Darin gehe es um Lösungsvorschläge zu wesentlichen, noch bestehenden Lehrunterschieden zwischen beiden Kirchen. Thema sei etwa das Verständnis der Kirche und des kirchlichen Amtes einschließlich des Papstamtes. Die Gremien beider Kirchen hätten die Veröffentlichung der Studie mit dem Ziel gebilligt, eine öffentliche Diskussion in Gemeinden und Fakultäten in Gang zu setzen, so die Bischofskonferenz. KNA

Resigniert

Im „Sonntagsblatt für die Steiermark“ fand ich folgende Meldung:
„In den verdienten Ruhestand treten: Dr. Angelo Carobene, *resignierter* Pfarrer von Graz-Gösting (zum 30. Juni).“

Heidemarie von Musil, Oberhausen